

WALTER WILI

Europäisches Tagebuch



PAUL HAUPT VERLAG - BERN

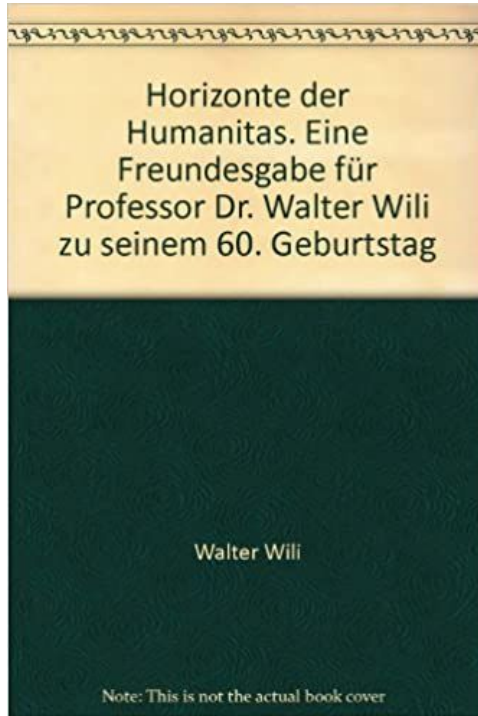
WALTER WILI

EUROPÄISCHES TAGEBUCH



1939

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG
HAMBURG



Copyright 1939 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Druck: Paul Hartung KG., Hamburg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Waldried, 17. Juli 1938.

Drei Monate, über die ich freier Herr bin, liegen vor mir. Ein herrlicher Glücksfall. Denn wer kann drei Monate über seine Zeit Herrscher sein? Und doch wie gefährlich: mit freier Zeit umzugehen ist schwerer als ein grosses Vermögen verwalten und es geniessen. Dieses Tun setzt Ordnung der Seele, Mut und Dauer des Willens voraus. Denn zwingt die Musse, das römische otium, die Menschen nicht vor die menschlichsten Fragen und vor den Sinn der Erscheinungen? Gerade auf diesen zu blicken haben sie wenig Kraft. Die Fülle der Voraussetzungen und Tatsachen erschreckt und ermüdet sie, so dass sie sich vorzeitig von den Klammern eines Religions- oder Denksystems festhalten lassen.

Das otium aber sollte eine Fahrt sein in die Erscheinungen und ihren Sinn. Eine echt europäische Fahrt, kühn und gefahrenreich wie die der Wikinger, listenreich wie die des Odysseus, voll des Zaubers und der Geheimnisse wie die grössten Entdeckungsfahrten. Und geht es dabei nicht darum, mit dem Einsatz des Lebens höchstes Dasein zu gewinnen?

Ich wundere mich daher nicht, dass der heutige Mensch Angst hat vor der freien Zeit und ihn angesichts der schönsten «Leere» ein urtümlicher horror vacui ergreift. Erstes

Zeichen dafür, dass er noch kräftig primitiv ist. Und emsig malt er den leeren Raum mit alltäglichem Tun aus, mit jenen Geschäftigkeiten, die Fluchten sind vor sich selbst. Den Selbstflüchtigen in seinem muntern Tun hat unvergleichlich Seneca in seiner kleinen Abhandlung «Über die Gemütsruhe» dargestellt. Selbstsichere Frauen sollten daher das Büchlein öfters ihren selbstflüchtigen Männern schenken. Leider fehlt ihm etwas: das herrscherliche Wort des Aristoteles, des Arbeitsmächtigen letzter Ausmasse. Es heisst: «Die Arbeit ist um der Musse willen da.»

Auf Seelibühl, 18. Juli 1938.

Eine kleine Wasserscheide, wie man sie zu Hunderten in der Schweiz finden kann, auf 1'600 Meter Höhe. Die abendliche Sonne streicht gerade über den Kamm hinweg und legt einen scharfgeschnittenen Schatten um die Brusthöhe der Stockhornkette. Hauchdünner Nebeldunst liegt über dem Thuner See und dem Aaretal.

Es gibt keine Landschaft in Europa, die wie diese und jene des Luzerner und Genfer Sees und der Seen des Alpensüdfusses Strenge und Lieblichkeit, Fruchtbarkeit und Wechsel so heftig vereint, alle Möglichkeiten europäischer Landschaft so dicht versammelt.

Sie sind die klassischen Landschaften, vergleichbar mit vielen, aber vergleichbar nur in ihren Teilen; unvergleichbar in der Fülle ihrer Eigenschaften und in der mässigen Fruchtbarkeit, die bis zu den Baumgrenzen sich in Schichten und Stufen wandelt und mindert; unvergleichbar in der Linienführung ihrer Täler und Hügel, Kämme und Gipfel und ihrer göttlichen Architektur. Dabei sind die Seen am Südfuss der Alpen um die Früchte des Südens reicher und präludiven Geheimnis und Herrlichkeit des Mittelmeers, aber ihr Reichtum ist auch gefährdet; Fülle sitzt hart neben Leere, und über dem einen von ihnen, über dem Gardasee, liegt die Melancholie der Landschaft, die oft ausgeraubt und den Schrecken des Krieges ausgeliefert war.

Man muss in Amerika Tausende von Meilen zurücklegen, um auch nur spärliche Teile solcher irdischen Schönheiten zu erhaschen, die Alpennord- und -südfuss in der Zeit einer Autostunde darbieten. Von der Landschaft aus gesehen – und sie ist die Urbedingung allen menschlichen Daseins – bleibt der Kreis, den ein Radius von 1'000 km um das Gotthardgebirge beschreibt, die Mitte der Welt, Mitte einer kultursatten Erde und eines Daseins, das mit allen Warnungen und Schrecknissen, aber auch mit den zärtlichsten Schönheiten der Geschichte gezeichnet ist. Mögen anderswo auf Erden Korn und Früchte gedrängter und dichter stehen und gedeihen, das Gold sich emsiger häufen; mag selbst die Weisheit der Völkerlenkung, die seltener ist als die Geburtsstunde der Jahrhunderte, auf andern Erdtei-

len eigenartiger erscheinen: durch die Gnade der Landschaft allein ist Europa das göttliche Kind unter den Erdteilen.

Pilatus-Kulm, 19. Juli 1938.

Der kühne Wille und der Mut, mit dem diese Bergbahn gebaut wurde, zwingt mich wieder zur Bewunderung. Es war vor fünfzig Jahren das Werk weniger; und mahnt heute wie ein Symbol, dass die Unternehmerkraft des kleinen Landes nicht erlahme.

Man müsste den Pilatus die Polykrateszinne des Menschlichen taufen. Im Blick von hier und im Vergleich mit hundert andern Landschaften wird in den tiefsten Gründen der Seele klar, dass es das erste Schicksal des Menschen ist, in welcher Landschaft er geboren wird.

Die Natur hat vier ganz grosse Rang- und Stufenordnungen, durch die sie den Menschen zwingt und engt: die der Landschaft, der Seele, des Körpers und der Gesellschaft. Von ihnen sind die Stufenordnungen der Landschaft und der Seele die härtesten und rücksichtslosesten, denn es gibt keine andern, an denen sich so hoffnungslos wenig ändern lässt. Also: Der Mensch ist von Natur Soldat, denn er ist in gewaltige bezogene Stellungen hineingeboren; ja, er ist Sol-

dat in dauerndem Kriegszustand und daher Krieger mit der «Pflicht», die zugewiesene Stellung zu halten! Die «Pflicht» kommt also nicht nur, wie Seneca und Kant glaubten, von den Sternen und vom «moralischen Gesetz in mir». Sie kommt auch von den «bezogenen Stellungen».

Der Mensch sehnt sich nach dem Glück wie die Pflanze nach der Sonne. Jeder ganz grosse Denker der Antike ist für alles Staatsplanen und Menschendenken von dieser Tatsache ausgegangen. Sie verneinen oder bspötteln heisst die vieltausendstufige Leiter der Weisheit noch nicht angeschritten haben. – Warum sich das Glück nur in den bezogenen Stellungen ansiedelt? Warum es so nahe der Ordnung ist, warum so nahe jener Pflicht, die Lebensaufgabe ist? Zwischen Glück, Ordnung und Lebensaufgabe schwingt der Sinn des Lebens in den bezogenen Stellungen wie die Luft über den Seen, Hügeln und Tälern, die ich von hier sehe.

Der Mensch kann diese bezogenen Stellungen nicht verneinen. Er kann versuchen, sie zu verändern oder wegzulügen. Er hat seit den Tagen der Sophisten die geringste der vier Stufenordnungen, die der Gesellschaft, als Ergebnis menschlicher Übereinkunft darstellen wollen. Aber die weisesten Denker, voran Platon, haben dagegengestellt, dass dieser Ordnung naturgegebene Herrschafts- und Dienstformen zugrunde liegen. Wo versucht wird, naturgeborene Beherrschte zu Herrschenden zu machen, da straft die Natur ein solches Stümperwerk, auch wenn ihm ein Jahrhundert ergeben wäre, auf das grausamste Lügen. Dann

kommen immer die drei Herren des Faust, nämlich Raufbold, Habebald und Haltefest zur Macht.

Am Vierwaldstätter See, 26. Juli 1938.

Die Luft trägt das morgendliche Licht mit einer Schärfe und Klarheit, wie es nur nach schweren Gewittern möglich ist. Die Blitze der Nacht waren schadenlos niedergefahren. Ich frühstücke im Garten mit dem Blick auf den leuchtenden See und die steilen Abstürze des Bürgenstocks und denke wieder an die Gespräche von gestern, die von einem Kreis wacher Menschen gepflegt worden waren.

Es hatten sich Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig Jahren unterhalten, verschieden nach Nation und Beruf. Sie waren ohne die Ressentiments, mit denen der einzelne Staatsbürger sich im Lauf eines Jahrzehnts gewöhnlich anfüllt, und hatten sich zugesagt, nur *sub specie epocharum* zu denken.

Ich war ergriffen von der Sorge, die diese Menschen um die Freiheit des Geistes, eines aussergewöhnlichen und höchsten, des europäischen Geistes, erfüllte. Schiller und Wilhelm von Humboldt, die zwei deutschesten Menschen ihrer Epoche, hatten sich für eine menschliche Freiheit eingesetzt, ohne die der Geist sein Wesen nicht ausströmen könne.

Die Männer von gestern wollten das gleiche und mehr: eine Freiheit, die dem europäischen Menschen und nur ihm eigen sei. Diese baut auf drei gewaltigen Elementen auf: auf dem Wesen des menschlichen Geistes, der durch sein innerliches Freisein genauso vom Tier sich unterscheidet wie durch sein Denken; auf einem geordneten und durch das Denken geklärten Gerechtigkeitssinn; auf den Erfahrungen des Menschengeschlechts der letzten zehntausend Jahre.

Es ist eine der grössten Leistungen der griechischen und römischen Denker, die engste Familienverwandtschaft zwischen Geist, menschlicher Freiheit und Gerechtigkeit stauend gesehen und immer wieder aufgedeckt zu haben !

Die heutigen Gefahren für die Freiheit sind längst nicht mehr die des letzten und vorletzten Jahrhunderts.

Die wahren Vernichter der Freiheit sind nunmehr ganz andere, und gegen diese kämpfen heute die reichen Naturen wie gegen apokalyptische Reiter:

gegen den kollektiven Sinn, der ja nicht nur ein Ergebnis teuflischer Meinungsverkäufer ist, sondern das letzte Kind der Maschine und ihres Machtbereichs und insoweit Schicksal;

gegen die fürchterliche und grossenteils sinnlose Verarmung, die Europa seit fünfundzwanzig Jahren erfasst hat, die demokratischen Staatsformen vom Boden wegfeigt und sich die strengeren Staatsformen geschaffen hat;

gegen die Verdummung, die die Menschen über jene sinnlose Verarmung hinaus erniedrigt. Sie hat ihren Grund

– der glücklicherweise nur zum geringem Teil Schicksal ist – darin, dass der Mensch von Eisen, Asphalt und laufendem Band das Training des Körpers für dringender hält als das Training des Geistes und die Eroberung seiner unergründlichen Formenwelt. Zugleich aber auch darin, dass er sich wenig mit den traditionsgesättigten Welten der Kirchen, der Philosophien, der Orden und der Staaten geistig auseinanderzusetzen vermag und an der Schöpfung neuer geringen Anteil hat.

Für die europäische Freiheit gibt es also viel schwerere Gefahren, als die politischen Orgelspieler glauben. An diesen Gefahren zeigen sich zugleich die entscheidenden Schwerpunktsverlagerungen der europäischen Seele ... weg von der Persönlichkeit, weg vom Denken, weg vom Eigentum: diese «weg» sind zunächst schwere Einengungen der europäischen Horizonte.

Bern, 1. August 1938.

«Das Furchtbarste ist Ungerechtigkeit in Waffen.» Aristoteles schrieb diesen Satz in den *Politica*, in den Ausführungen darüber, wie weit menschliche Gemeinschaft notwendig sei – und der Schrecken der Erfahrung zittert in den Worten nach.

Kaum eine Wahrheit ist so sehr in Vergessenheit geraten wie diese. Glauben wir ernstlich, dass die satanische Ge-

des Furchtbaren heute keine Realität mehr ist? Im Gegenteil – es scheint, dass die Welt die Wahrheit dieses Satzes bis auf den bittersten Grund auskosten will, um sich dann vielleicht ein Jahrhundert lang die «Ungerechtigkeit in Waffen» wieder vom Leibe zu halten.

Am Abend.

Von den Höhen ringsum leuchten die Feuer und weihen die Wiederkehr des Geburtstages der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Das Volk trägt in seinem ungewöhnlichen Namen gleichsam den Sinn seiner Existenz: nämlich durch Eid gebundene Genossenschaft zu sein. Es konnte diesen Namen sich nur aneignen, weil es sich wie ein Individuum der bezogenen Stellungen, jener der Landschaft, der Verantwortung gegenüber den Vätern und des Daseins im europäischen Raum, bewusst war, und weil es diese halten wollte mit der letzten Verpflichtung, die den Tapferen gegeben ist, nämlich mit dem Eid.

Eid setzt immer Recht und Gerechtigkeit voraus, denn er bekräftigt und heiligt vor der Gottheit, was gut und recht scheint. Weise nannte der Römer den Eid *ius iurandum*, «Recht, das beschworen werden muss».

In der dunklen Nacht und vor den Feuern, die wie lebendige Eide sich zum Himmel wenden, wird mir klar, dass die

unbeirrbarer Heimatliebe, die uns neben dem schweifenden Sinn eigen ist, ihre letzte Grösse und Schönheit allein durch das Bewusstsein der bezogenen Stellungen und durch den Eid gewinnt. Haben nicht die geistigen Lenker des kleinen Volkes, ich meine voran Johannes von Müller und Pestalozzi, Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, ihr Können dem Ziel gewidmet, diese letzte Grösse und Schönheit darzustellen, und einten sie hierbei nicht in antik-grosser Weise ihr Freiheitsdenken mit all dem, was Gerechtigkeit und traditionsbewusster Geist fordern? Daher strömte ihr Denken wie die Flüsse unseres Landes in die weiteren Räume Europas und teilte sich dem eigenen Lande wie im Kreislauf des Wassers von Neuem mit.

Hamburg, 4. August 1938.

Seit den fünfzehn Jahren, in denen ich diese Stadt kenne, war sie noch nie so merkwürdig tätig und doch still. Es fehlt ihr alles Fieber der Nachkriegsjahre, und von der Gefahr und dem Verderben von 1930 bis 1932 lauert nichts mehr in ihr. Sie scheint jetzt fest und wohlgegründet. Und doch ist es nicht das alte Hamburg.

Der Pulsschlag der Welthandelsstadt ist nicht mehr spürbar selbstverständlich. Der erste Handelsstand scheint sich

seit dem Zusammenbruch von 1931 nur langsam zu erholen. Stirbt der alte Hansegeist aus? Bildet sich ein neuer? Mir kommt es so vor, denn bei aller Tätigkeit der Geschäfte ruht die Melancholie des Wechsels über dieser schönen und reichen Stadt.

Hamburg, 7. August 1938.

An Bord des Dampfers. Das Publikum ist sehr verschieden, aber durchschnittlich doch gut. Warum ist es besser – grob ausgedrückt – als jenes der Überseedampfer? Weit besser als das der englischen und amerikanischen Schiffe?

Was heisst besser? Sie benehmen sich nicht auf dringlich, sie scheinen die Kraft zu haben, ihre Frauen nicht anzugroben, sie sind nicht überlaut und sind nicht überlaut geschminkt: kurz, fürs erste berührt der Mangel des Ordinären angenehm. Wie weit sind wir gekommen, dass wir nach Kinderstubezeichen ein Publikum beurteilen, und nach dem, was fehlt! Aber was fasst denn das Auge an wirklichen Werten auf erste Sicht? Einen schönen Körperwuchs? Und doch, wie viele Menschen laufen als animalia in wohlgebildeten Körpern herum! Fasst das Auge nicht am raschesten die Distinktion, jene stets eigentümliche und einmalige Mischung von Natur und Formung. Und fasst es in ihr nicht ge-

rade das Ausser- und Übertierische am Menschen, das sich in seinem Gehen, in seinen Gebärden, in seinem Mienenspiel auf ebenso starke wie stille Art zur Erzählung für den klugen Leser verdichtet. Die Distinktion ist für den Menschenbeobachter, was für den Graphologen das Formniveau: ein Fertiges, ein Endergebnis, von dem aus er zu den Ursprüngen dieses einen Menschen vordringen kann.

Innerhalb weniger Stunden legt sich über einen mit Menschen gefüllten Schiffsraum die merkwürdigste Spannung. Sie gucken sich an und werden sich mehr oder weniger bewusst, dass sie für einige Wochen eine Gemeinschaft bilden, eine niedere Art der vielen Gemeinschaften: die Zweckgemeinschaft des Reisenden. Und doch eröffnet gerade sie zuweilen den Weg zu höchsten Gemeinschaftsformen. Ob sich die Menschen von starker Distinktion auf diesem Schiff begegnen?

Am Abend.

Die Atmosphäre des Vergnügens und der Freude, die die Menschen hier hält, steht in kräftigem Gegensatz zu jener der Ungewissheit und der Sorge, die auf den Überseedampfern liegt und nicht minder im Gegensatz zu den Möglichkeiten der Gefahren, die auf hoher See heute noch drohen können.

Auf hoher See, 8. August.

Ringsum tiefblaue See, die kaum bewegt ist, und den blauen Weiten des Himmels antwortet. Auch die Möwen haben das Schiff verlassen.

Es ist Sonntag. Kirchenlieder tönen aus einem der Haupträume des Schiffes. Man feiert dort Gottesdienst. Dann höre ich «Sonntag ist's, in allen Gauen» – eine Diskrepanz, die vor dem Leuchten der Meeresfläche und dem Stossen der Schiffsmaschine, diesem Sinnbild unbeirrter Arbeit, gross genug ist. Und doch empfinde ich es hier besonders, wie dieses Lied eine ganze Welt hinzaubert: die des Christentums, der Arbeit und der Feier von der Arbeit, der gesegneten Verbindung von Weltlichem mit einem klar umschriebenen Göttlichen.

Noch ist der «heilige» Sonntag in den Herzen der Menschen; dafür ist die Sehnsucht nach dem Sonntagsgewand der Seele, nach dem Geborgensein in einem Höhern zu gross und naturgegeben. Und doch verliert er seine bindende und mit der Gottheit verbindende Kraft in West- und Mitteleuropa in fast gleichem Mass, wie er an Umfänglichkeit wächst und immer grössere Stücke des Samstags sich zuverlangt. Sollte er einst nur Ausruhtag werden können?

Es wäre grausamstes Zeichen des Niedergangs. Denn es gibt keine Musse ohne Gedanken, ohne die Frage nach dem Sinn des Daseins und ohne das Sichgleitenlassen in den metakosmischen Raum der Seele. Wo der Sonntag nur Pause ist, wird vom Tag der Ruhe aus der Sinn der Arbeit zerstört.

Wir stehen vielleicht im Ablauf des Weltgeschehens in dem Augenblick – und er eröffnet dann eine neue Epoche –, wo der abendländische Tag des Herrn, die dies dominica, dem Tag der Sonne (der Hemera Heliou) Platz macht. Aber es ist kein endgültiges Weichen, sondern Wechsel im Jahrtausendrhythmus der Menschheit.

Tag der Sonne? Seit 1842, seit dem denkwürdigen Jahr, in dem der Heilbronner Arzt Robert Mayer die Energiegesetze entdeckte, wissen wir, dass die Sonnenenergie die Quelle aller Bewegungen und alles Lebens auf Erden ist, dass wir wirklich alle Sonnenkinder sind, vom Menschen bis zum letzten Kohlenstäubchen. Ein Sonnenkult schönsten Sinnes, Feier des Weltentags der Sonne und ihrer Kinder hätte damals beginnen können. Die Sonne wäre dann verehrt als unsere Mutter und als Engel der unbekanntenen Hand; nicht als Sitz der Urgottheit, wie sie der Stoiker Kleanthes vor mehr als zweitausend Jahren verherrlichte, sondern als eine aus der Schar ihrer unvorstellbar grössern Schwestern im Universum. Es wäre ein demütiger und doch herrlicher Kult geworden.

Auf hoher See.

Es war wohl astrologische Weisheit, die die Tage der Woche an die Planeten gebunden hat. Und doch, wer denkt jeden Tag daran, dass jeder Tag mit den Sternen und ihrer Geschichte verbunden ist? Wer nimmt den Rhythmus der Woche und der Monate hin wie ein Weltenatmen, ja wie ein Symbol für den Blutkreislauf der Zeit?

Man sollte mehr über die Geschichte der Woche nachdenken. Der Orient kannte die Siebentagewoche, die Römer hatten eine Woche von acht Tagen. Den Griechen gefielen Einheiten von zehn, anderen Völkern wahrscheinlich solche von fünf Tagen. Aber auch hier kämpften endgültig um die Vorherrschaft nur Rom und der Orient! Ich fürchte, unsere Woche ist ein Werk der Zusammenarbeit von Mond, Chaldäern und Frauen, ein Irrationales in der lichten Jahresbahn der Sonne, wie es sinnfälliger nicht zu denken ist.

Der Europäer von heute braucht klare Arbeit und klare Ruhe. Sein Wochenrhythmus 6:1 ist nicht mehr gut. Er drängt zu einem kürzeren Arbeitsintervall, zu 5:1. Ob er es erreichen kann, ist eine Frage seines Reichtums. Ist er fleißig und klug, und strengt er sich an, Kriege zu vermeiden, so kann er sich innerhalb von zehn bis zwanzig Jahren seinen Kalender umbauen. Dann hat er die Kraft und den

Reichtum, sich eine Sechs-Tage-Woche zu leisten. Er wird den dies Martis, den Tag des Mars, aus der Woche hinauswerfen und – gewinnt dadurch 14 Prozent otium, heilige Musse!

Ich habe gegen diese Meditation nur einen schweren Einwand: in der römischen Antike vermehrte sich die Lust an den freien Tagen mit der Zunahme des Materiellen, Seelenlosen und Ungeistigen. Ähnlich im Hochmittelalter. Der moderne Mensch aber braucht – es wird sich mit der Gewalt einer Naturnotwendigkeit zeigen – Beseelung der Arbeit und «Bindung» an die Sterne. Daher muss er in der Kurzwoche, wenn sie einmal kommt, mit dem Leben des Jahres und den natürlichen Hoch-Zeiten verbunden werden, und diesen wird er die Feste der Geschichte und seines Geschehens beifügen. Warum schenkt uns kein grosser Dichter das Leben des Jahres in klassischen Versen? Ähnlich und grösser, als es einst Ovid für die Römer in seinen fasti versucht hat?

Edinburgh, 10. August 1938.

Wieder ist mein alter Eindruck von dieser Stadt gestärkt: sie ist Königin des nördlichen Teiles der Insel ohne jeden Vergleich mit Glasgow, York, Leeds; ohne die wehe Diskrepanz einstiger Grösse und kleiner Gegenwart wie Dur-

ham; von einer Sicherheit, die auch den südlichen Städten, London ausgenommen, fehlt; sie ist wirklich Hauptstadt und bewahrt grossinnig in ihrer Architektur Willen und Macht ihrer Gestalter.

Die Strassen sind hier noch breiter gewachsen als in den englischen Grossstädten, selbst das einstöckige englische Reihenhause hat mehr Blumen und grössere Gärten als in irgendeiner englischen Stadt und dazu und darüber die wundervolle Hochstadt mit der Burg und auf den Höhen die stolzen Gebäude eines Landes, das sich seiner Tradition und seiner humanistischen Bildung bewusst ist, und diese ganze Besonderheit der Stadt eingebettet in die milde Eigenart der schottischen Landschaft! –

Männer verstehen nicht viel von der Philosophie der Schaufenster und merken nicht, dass sich der Charakter eines Landes seltsam tief aus dem Schaufenster, das etwas wie eine Kollektivhandschrift ist, erkennen lässt. Hier spielen ja die Partner ihre ersten Reizspiele zwischen Angebot und Nachfrage, hier lockt der im Erwerben so Erfinderische mit den letzten Erleichterungen und Verschönerungen des schweren Erdendaseins. Aber gerade mit diesen beschäftigt sich der Mann nicht mehr; die Technik des Erwerbs und das Wissen um die angewandten Lockungen verhindern ihn daran, zum Verkäufer in sich der kaufende Gegenspieler zu sein. Er verliert so gleichsam die eine Hälfte der Welt von Angebot und Nachfrage und damit einige der köstlichsten Schönheiten des Alltags.

Nicht ohne Belustigung wandere ich durch die Haupt-

strassen von Edinburgh und gebe mich der Philosophie der Schaufenster hin. Sie sind hier Schaukästen, in denen sich Dinge verschiedenster Güte Jahrmarktwaren-artig türmen, ohne Sinn für den geschulten Geschmack. Dabei haben doch die Dinge den Willen, Modell und daher allein zu sein. Im Wohnen, im Sichkleiden, ja im Essen zeigt sich beim Engländer diese Hinneigung zur Uniform, die Macht des «man tut das». Wo er ohne diese «man»-Bindung ist, da wird er unsicher. Zum Beispiel eine Wohnung, die vom individuellen Geschmack bestimmt ist, ist in England doch recht schwer zu finden. Das sei ein Hinweis dafür, wie bescheiden der englische Individualismus ist, der sich auf der Substanz des «man» noch entfalten kann. Im Grunde ist die englische Seele uniformierter als die deutsche, nur liegt die Einheitlichkeit mehr im Genuss und im Gebrauch als in der Nähe der Uniform. Der Engländer als Alltagswesen ist der geborene Markenartikelverzehrter. Aber er hat einen streng dem Individuum vorbehaltenen Herrschaftsbereich: das prinzipielle Denken.

Von zwei Dingen, die die tägliche Lebensweise betreffen, sind die aufgeschlossenen Engländer jetzt überzeugt: das erste, dass sie bedenklich träge geworden sind in ihrer Arbeit und dass dies ganz anders werden müsse. Das zweite, dass ihre Königin Kohle sie gegenüber dem Kontinent in der Lebensweise very uncomfortable gemacht hat. Sie gestehen das nur sehr guten Freunden und erst nach zwölf Uhr nachts ein, und mit Recht handeln sie so. Denn

kein guter Kaufmann vernichtet seinen Kredit, und kein Imperial-gesinnter gesteht die Überlegenheit in der Lebensart einem andern Volke zu, selbst nicht in der so harmlosen Form des «very uncomfortable», selbst nicht, wenn er dem demokratischsten Volk angehört.

Ein drittes Negativum fasste klassisch Galsworthy; er drückte sich, über seine Landsleute scherzend, mir gegenüber im Gespräch einst aus: «You know, we are a very uneducated people.» Er meinte es zunächst im Sinn eines ordentlich erworbenen Wissens. Und wirklich, jeder Europäer wird immer wieder staunen, wie gering die Vorstellungen des guten Durchschnittsengländers über die europäischen Staatengebilde sind – von ihrer Geschichte zu schweigen. Man würde bei einer Umfrage im englischen Publikum überrascht sein, wie wenig der vorhandenen Mittel- und Kleinstaaten in seinem Gedächtnis existent sind. Aber elementares Nichtwissen ist für eine imperiale Nation Todsünde.

Edinburgh, 10. August, abends.

George Pierie zeigt in der Ausstellung der schottischen Akademie unter dem Titel «The Henroost» ein aussergewöhnliches Bild: einige Hühner, scharrend im Hühnerhof. Einfach genug. Und doch, was für ein unsäglich feiner, grauer Ton liegt über dem Ganzen. Es ist, als ob die Seele

des englischen Nebels über die Hühner gefallen wäre und sie zwar grau gemacht hätte, sie aber stark und schön geworden wären. Dieser Pierie ist der Schöpfer des malerischen Grau, ein grosser Künstler, würdiger Nachfolger Turners. Mir geht durch den Kopf, dass Picasso bei all seinem Können dieses Bild nie hätte malen können.

Edinburgh, 11. August.

Die Briten haben die einzigartige Begabung, die Kräfte des Menschen, die der Dauerbindung durch die Gemeinschaft nicht ohne Weiteres und willig offen sind, ich meine den klugen Erwerbssinn und die menschliche Machtgier, durch Tradition zu binden und damit einem Staatsprogramm unterzuordnen. Der politische Sinn der Engländer besteht wesentlich in dieser Vereinigung des Menschen, seines Könnens und seiner Wünsche mit dem Staatsplanen, mit dem Regime.

Wie wurden denn diese gefährlichen Mächte, die in England nach Ausweis seiner äusserst brutalen Geschichte so wie in dem brutalsten Volk des europäischen Geschehens, den Römern, vorhanden sind, mit dem Staat verbunden? Einmal durch stetes Neuschaffen von Aristokratie, wodurch starke Erfolgsnaturen selbst aus den untersten Schichten zu Lords emporsteigen.

Sodann durch die höhere Erziehung, deren Geist und Plan sehr äusserlich und doch wahr in der Architektur erscheint. Wo in der Welt gibt es so herrliche Bildungsstätten wie die englischen Colleges mit ihren ungewöhnlichen Bibliotheken, Spiel- und Sportmöglichkeiten und den ebenso ungewöhnlichen Lebensbindungen der Kameraden unter sich? Diese Bildungsstätten nähern sich im Süden wie im Norden des Reiches dem Schlossbau an, bewusst und aus Traditionsgefühl. Es ist äusserst nachdenkenswert, dass die englische Architektur Kirche, Schule und Kaserne dem Schlossbau angeglichen hat, mitunter so zur Gänze, dass jede Verwechslung aus normaler Entfernung möglich ist. Die Symbole der drei grössten Bindegewalten des Individuums vereinigen sich auf diese Weise mit dem Symbol der gültigsten Entfaltung des Menschen. Es kommt nicht von ungefähr, dass keine grosse Karriere, auch nicht im Kommerziellen, ausserhalb dieser Bindungen liegt. Der Engländer ist wirklich der gebundenste Mensch des Abendlandes – trotz prinzipiell freiem demokratischen Geiste.

An der Nordspitze der Insula Britannica, 12.
August 1938.

Die englische Politik steht vor so Ungeheuern Wandlungen, dass man sie als säkular bezeichnen muss. Die Ursa-

chen dieser Wandlungen sollen zunächst festgehalten werden.

Die erste: Der Weltkrieg hat die britische Vorherrschaft zur See endgültig vernichtet. Das findet seinen Ausdruck darin, dass der stolze Zwei-Mächte-Standard, wonach die britische Flotte stärker war als die zwei stärksten kontinentalen Flotten, nicht mehr gehalten werden konnte.

Die zweite: England wird nicht mehr reicher, sondern ärmer. Es erfüllt in dieser Hinsicht das Schicksal Europas, ja ist ein Teil von ihm. Das ist umso auffälliger, als selbst ein Kolonial- und Dominialbesitz, der die Grösse des Mutterlandes räumlich um das Hundertzwanzigfache übersteigt, diese Entwicklung nicht hat verhindern können. Trotz grosser Anstrengungen vermag das Mutterland nicht, den Export der letzten Vorkriegsjahre nach den überseeischen britischen Ländern zu halten. Gleichzeitig erhöht sich aber die berühmte Risikoprämie gegen den Krieg, das heisst die Steuern für die Kriegsrüstung, ungewöhnlich und mit dem letzten Halbjahrhundert unvergleichbar; sie macht jetzt ein Fünftel des gesamten englischen Volkseinkommens aus.

Die dritte Ursache: das europäische Gleichgewicht, diese politische Zauberformel der letzten zwei Jahrhunderte, mit der England Europa beherrschte, ist vernichtet. Diese Tatsache ist durch das Bündnis Deutschlands mit Italien allen sichtbar geworden und wird sich in Machtverlagerungen auswirken müssen. Hierbei hat Italien seine naturgemässe Entwicklung nach dem Süden, Deutschland nach dem Do-

nauraum und nach dem Osten. Die beiden Staaten könnten unter dem Aspekt vereinigter europäischer Staaten – was doch das Ziel aller bedeutenden Europapolitik sein dürfte – dauernde Freunde sein.

Dagegen ist es ausgeschlossen, dass Frankreich aus eigener Stärke das vernichtete europäische Gleichgewicht wiederher stellt. Es könnte dies höchstens mit Hilfe Englands.

Die vierte Ursache: England, eine Nation von 47 Millionen Menschen besitzt oder kontrolliert heute 27 Prozent der Erdoberfläche, Frankreich bei einer Einwohnerzahl von 41 Millionen Menschen 9 Prozent, Deutschland hat mit 80 Millionen Menschen 0,4 Prozent der Erdoberfläche, Italien mit 43 Millionen 2,7 Prozent, Japan mit 99 Millionen Menschen 0,5 Prozent.

Es geht daraus mit erschreckender Deutlichkeit hervor, dass Deutschland inmitten von Europa der schwerste Explosivstoff sein muss. Dagegen: die Macht Englands würde nicht durch Verlust einiger Kolonien zerstört, sondern dadurch, dass es den Nachweis erbringt, weder sich noch die Dominions schützen zu können; sie wird also an ihrer europäischen Wurzel zerstört. Diese Tatsache zwingt England, mit der Kraft der Selbsterhaltung, seine europäische Isolation aufzugeben – oder auf seine Weltmacht zu verzichten.

Aus diesen Prämissen ergeben sich nun die schwerwiegendsten Forderungen, die ich in aller Deutlichkeit hinstellen will;

Die erste: England ist für die erstarkten Dominions nur

interessant als tätige Wirtschaftsmacht und als starke beschützende Kriegsmacht. Es muss also wirtschaftlich viel mehr arbeiten, und es wird die allgemeine Wehrpflicht streng durchführen müssen. Die beiden Dinge sind eng miteinander verbunden.

Die zweite: Englands Problem wäre nicht mehr, die stärkste europäische Macht niederzuhalten, indem es sich mit der zweitstärksten verbindet, sondern – im Zeitalter der Erdteilpolitik! – den stärksten europäischen Helfer für die Aufrechterhaltung seiner aussereuropäischen Macht zu suchen unter Preisgabe der Gleichgewichtspolitik – oder aber, was unmöglich ist, sich endgültig vom europäischen Kontinent fernzuhalten.

Die dritte: England hat durch seine Gleichgewichts-Politik zwei Jahrhunderte lang die abendländische Sendung bekämpft und die abendländische Kultur vernichten helfen, dabei diese im eigenen Lande selbst bewunderungswürdig gepflegt. Diese Doppelstellung, grosser Schöpfer und Vernichter zu sein, ist vorbei. Denn die abendländische Kultur wird sich in Zukunft nur bewahren lassen – genau wie die politische Substanz Europa –, wenn ihre Führer streng in Erdteilen denken und alle Belange der europäischen Kantone gegenüber Europa als Kultur- und Wirtschaftseinheit zurückstellen, ja vergessen.

England wird diese Forderungen seiner neuen Politik vielleicht erst unter schweren Erschütterungen ziehen. Aber es wird sie ziehen, denn seine grossen Klugen, die es in jeder Generation in besonderer Zahl hervorgebracht hat,

wissen genau, dass es ohne die Verwirklichung dieser Forderungen den europäischen Kontinent wahrscheinlich zum Selbstmord zwingt – aber dann auch den Mord an sich selbst vollziehen muss.

Auf Island, 13. August.

Es war äusserst unfreundliches Wetter in der Nacht. Das elegante Schiff hatte stark geschwankt, und der schwere Schrankkoffer war mit Getöse gegen das Bett gestürzt. Der Widerspruch zwischen einer Erholungsreise und einem Sturm stürmte grotesk auf das leicht gelähmte Denken ein, das gerade noch feststellen konnte, dass das schönste schwimmende Hotel in Sturmzeiten eine Nusschale ist, während ein Berggasthaus auch in diesem Fall eine sehr behagliche Höhle bleibt.

Durchwachte Nächte gebären frühe Morgen. So waren viele Leute bald an Deck, und ich hörte auf niedliche Weise die Reize einer Seereise verfluchen, wobei das berühmte «Nie wieder» einige Male ertönte.

Dann hatte man lange Stunden vor den nebelverhängten Bergen Islands gekreuzt und am Wellengang und an den Rockknöpfen Landen oder Nichtlanden abgezählt. Aber gegen Mittag war doch ausgebootet worden.

Am Abend.

Wie doch vor der harten Wirklichkeit alles Wissen um diese Insel sich anders richtete und Beschreibung und Lichtbild sich ungeheuer verkleinerten! An die hundert Kilometer war ich in das Innere des Landes gefahren. Spärlichste Matten waren bald weit aufgerissener und von Lava überschütteter Erde gewichen. Zuweilen dampfte es heiss aus dem Boden empor, zuweilen fand sich in der vulkanischen Öde eine kleinste Grasmatte und zwei oder drei weidende Schafe. Daneben ein Wellblechhäuschen oder ein Grashüttchen, dessen Bau es eindrucklich verriet, dass Holz in diesem baumlosen Land eine Kostbarkeit sei.

Zerrissene unfreundliche Erde, Wasser, Schnee und Eis und das Geistern der Vulkane: diese Insel ist wirklich ein unheimliches Vier-Elemente-Land, eine Mondlandschaft auf Erden. Nie hätte ich mir geträumt, dass das stolze Reich der Edda, der Skalden und der Sagas so arm sei, so nackt; allerdings auch so bis ins Letzte heroisch, ohne jeden trauten, warmen Zug.

Auf Island, 14. August.

Zwischen Vulkan, Eis und Meer liegt Island. Das zeigt zugleich, wie sehr am Rande des menschlichen Daseins diese Insel liegt. Und die Edda? Auch sie zwischen Vulkan, Eis und Meer. Auch sie ein Letztes; nicht Anfang, nicht Vorbild, nicht anfeuerndes Beispiel, sondern ein hoher, aber abseitiger Beweis heldenhaften Daseins und Kämpfens sowie menschlichen Sagens und Ahnens. Auf Island wird mir klar, dass es Naturnotwendigkeit ist, dass sich die ganz grossen Werke des Geistes und der Kunst nicht in menschlichen Wüsteneien, sondern nur in reifer Landschaft oder solchen, die zur Reife neigen, geformt haben. Denn nur in ihnen wächst die Phantasie zur Schönheit der Aphrodite und gewinnt ihren knabenhaften Geliebten, den Spieltrieb, mit seiner Lust des feinsten Schaffens.

Auf hoher See, 15. August.

Mein neuer Bekannter, ein Professor der John-Hopkins-Universität, hatte mich in seine Kabine geschleppt und mir dann aus dem Schrankkoffer die in den letzten Wochen erstandenen Bücherschätze vorgeführt. Bald hob sich im dunklen Raum die kauzige Begabung des Mannes ins helle Licht. Er riecht gleichsam jede Erstaugabe, jedes wertvolle

Buch. Er sammelt ausschliesslich in Europa und benutzt hierfür seine Ferien. Das Gekaufte lässt er durch erfahrene Bibliotheksdirektoren zu Hause schätzen und scheidet sofort die «Nieten» aus. Stolz bekannte er sich zu den drei Lüsten des Sammlers, zu jener des Buchentdeckens, zu der des Besizens und zur Lust, den Schatz zu zeigen.

Ich muss eine sehr nachdenkenswerte Erscheinung festhalten: ich sehe immer weniger europäische Sammler und immer mehr amerikanische. Die Europäer verkaufen oder bewahren, aber sie sammeln nicht. Die wenigen hervorragenden Sammler, die das Abendland noch hat, leben im Verborgenen, so wie auch ihr Reichtum sich verstecken muss. Nur in England zeigt man seinen Besitz noch mit römischer Selbstverständlichkeit.

Der Durchschnittseuropäer hat eine drollige Vorstellung von der Sammlerbegabung der Amerikaner. Er betrachtet sie als Modekrankheit Neureicher, die sie mit den berühmten Notenscheinen und Schecks heilen.

Und doch sind gerade die Begründer amerikanischer Sammlungen und Bibliotheken – Hans Tietzes «Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika» deuten das schon an – sehr wissend und beweisen dabei echten Sammlergeist.

Mit ungewöhnlichem Vergnügen erinnere ich mich, im Hause eines der ersten Bankiers von New York eine vollkommene Stevenson-Bibliothek gefunden zu haben. Manuskripte und Ausgaben, Bilder und Nachrichten über den

Dichter waren mit sorgfältigen geschichtlichen Nachweisen versehen und in gebührender Rangordnung erworben. Ein Archiv, wie es für alle Stevenson-Forschung nicht glücklicher gedacht werden könnte.

Der Sammler vereinigt in sich auf äusserst eigentümliche Art zwei sonst schwer vereinbare Eigenschaften: die Leidenschaft für das reine Wesen eines Dinges und den handfesten Willen zum Besitz. Hierdurch wird jedes Eigentum gleichsam geädelt; denn es kommt jetzt in den magischen Kreis der Persönlichkeit, das heisst dorthin, wohin es von allem Ursprung an gehört, und wo es am besten aufbewahrt ist.

Ist der gute Sammler nicht eine liebenswerte und lebenswerte species des Menschen, vermittelnd zwischen mehreren? Denn mit dem Wissenschaftler teilt er die Eigenart, der Leidenschaft für eine reine und geschlossene Welt Dauer zu verleihen; mit dem Künstler die Freude am schönen Wirklichen; mit dem wirtschaftenden Menschen den Besitzerwillen. Immer aber erobert er sich eine Welt, eine geistige Provinz, einen Archimedespunkt, von dem aus er die Fülle seiner Sichten und Regungen ordnet.

Völker, die an das Eigentum – aus irgendeiner Willens- oder Gedächtnisschwäche, oder weil sie einer Massensuggestion erliegen – nicht mehr glauben, verlieren die Sammler. Das klassische Beispiel für diesen Satz: die Griechen haben fast keine Sammler gehabt. Die Römer dagegen waren ein hervorragendes Sammlervolk. Der Jüngere Scipio, Sulla, Cäsar, Cicero, Sallust gehörten zu ihren durchdachte-

sten Sammlern. Dieselben Römer haben zugleich den Begriff des Eigentums auf das Grossartigste ausgebildet und zur Grundlage des Privatrechts gemacht. Und bis heute gibt es noch kein abendländisches Privatrecht ganz ohne diese römische Basis. – Es stünde schlecht um Europa, wenn seine Sammler einmal aussterben sollten. –

Auf hoher See.

Es war ein lustiger Abend angesagt. Die Gesellschaft, die sich aus siebzehn Nationen zusammensetzt, hat sich in Dirndl- und Seppelkleider gestürzt. Vielen steht diese «Rückkehr zum Lande» so gut, dass ihre restlichen Verstärkungen wie modische Zutaten erscheinen. Andere nähern sich bedenklich der Karikatur ihrer selbst. Ich meine jene höchste Karikatur, die den Schwächepunkt eines Menschen als vollkommen herrschend für eben diesen Menschen darzustellen vermag – unter Vernachlässigung aller anderen Züge. Karikatur ist wirklich intelligente Fanatik von jener seltenen Art, die der schärfsten Beobachtung nie entbehren darf.

Ein Bayer, der seit 20 Jahren in Indien lebt, Industrieller und der Welt zugewandt, tanzt mit Gebärden, wie sie, vor allem im pointierten Wurf des Hinterteils, das Schulden-

bäuerlein hat, das die Lasten auf dem eigenen Buckel trägt, und das die leiblichen Reaktionen gegen dieses harte Schicksal auch auf die Rhythmen eines Walzers überträgt.

Meine beiden Nachbarinnen dieses Abends sind ungewöhnlich schön gewachsene Frauen. Ich glaube sogar, dass ihre Seele ein ähnlich glückliches Wachstum hat wie ihr Körper. Denn jene zarte Spannung liegt um sie, wie sie eben nur gestaltlich und innerlich schönen Menschen eigen ist.

Jahrtausende haben die Ausstrahlung, die von der nicht gewöhnlichen Persönlichkeit ausgeht, in der Krone, dem Symbol der strahlenden Sonne dargestellt. Die Kirche hat eine ähnliche Darstellung mit dem Heiligenschein gewagt. Sonst hat die Kunst nur noch versucht, weiblichen Adel in der vollendeten Gestalt darzustellen. Jene wunderbare Schicht feinsten seelischer Spannungen, jene Elektronenschicht, die mit allen Geheimnissen um den ungewöhnlichen Menschen ist und innerhalb derer alles Schicksal dieses Menschen, eigener Angriff und eigene Abwehr, Anziehungsgewalt und Abkehr wortlos liegt, ist wohl nur dem schildernden Wort und dem Roman zugänglich. Oder sollte die Malerei dies, indem sie einen solchen Menschen in eine bestimmte Landschaft setzt, doch einmal versuchen? Ich kenne nur einen ganz grossen Ansatz: das Selbstbildnis des Salvator Rosa, der sich gleichsam in den Kosmos stellt und durch Umgebung und Gebärde die Leiden eines Geistes ahnen lässt.

Meine Nachbarin tanzt mit einem ungewöhnlich schö-

nen Rhythmus, den die Zuschauer nicht hemmen und den die Konvention des Tanzes nicht herbe macht. Ihr Rhythmus geht wirklich ganz durch sie hindurch, so dass die Seele selbst ursprünglich tanzt und das milde Ineinander der Erregung und Verwirrung sich in der Melodie der Schritte löst.

4 Uhr morgens.

Viel getanzt und nichts gedacht. Und jetzt erschrecke ich wieder einmal darob, wieviel der konventionelle Tanz mit seinen uniformierten Rhythmen doch verrät: an Natur und an Vergangenheit. Warum noch kein Romancier etwa von der Art Prousts eine künstlerische Chorologie versucht hat, jene grosse Erzählung, die die Charaktere aus dem Tanz abliest und die Menschen lehrt, dass auch der Tanz ein bedeutender Weg zur Weisheit ist?

Auf Spitzbergen, 17. August 1938.

Mächtig drängen die Gletscher der See entgegen. Blauglitzernde Brüche von 20, 30 und 40 Meter Mächtigkeit he-

ben sich aus dem Wasser. Es kracht ab und zu in dem Eiswarr und kleinere Blöcke stürzen ab: die Gletscher kalben. Man spürt mit dem Zwang, den ein hohes Fremdes abnötigt, das zähe stumme Arbeiten der riesigen Massen, die in der Nähe noch durch ihre kalte Einsamkeit erschrecken. Die Berge ringsum sind von geringer Höhe, 700 bis 900 Meter, die im fernen Grund vielleicht 1'200 bis 1'400 Meter. Aber sie wirken durch das Eisgewand, das um ihre Füße sich breitet, wie die ausgewachsenen Viertausender der Alpen.

Etwas Ausserweltliches liegt über der Insel wie über Island, nur dass es anders und noch fremder ist. Auch hier eine erhabene Mondlandschaft.

18. August 1938.

Wir sind jetzt auf der Höhe des 80. Breitengrades. Das Treibeis liebt die Vereinzelung nicht mehr, sammelt sich immer dichter. Schliesslich bleibt es fest geknetet; von hier ab staut es sich nun tausend Kilometer weit bis zum Nordpol. Eismassen, die sich im Radius Gotthard-Neapel-Pästum türmten, würden den gleichen Raum einnehmen. Der Kreis des höchsten menschlichen Daseins, der noch immer die Mitte der Geschichte und noch immer die geistige Mitte dieser kleinen Erde ist, wird im Kreis des ewigen «Beinahe-

Nichts» von unheimlicher Leuchtkraft, die die hellste Polarnacht verdunkelt.

Auf hoher See, 19. August.

Sie hatte sich in Carmen verwandeln wollen, aber die zarte Scheu ihrer reinen Seele bildete zu diesem Vorhaben den liebenswürdigsten Kontrast, und überdies hob der Adel ihrer Erscheinung sie zur königlichsten Spanierin. Sie bemerkte nach einem wortlosen Walzer lachend, dass sich meine Symposien in den letzten Tagen merklich gehäuft hätten, und ich bat sie um ein Zaubermittel dagegen. Ihre Augen trafen mich übermütig und sie meinte: «Zaubermittel? Nein. – Aber zwei Magiersprüche: ‚Lust geniessen ist etwas Seelisches‘ und ‚Der Mensch, der durch seine Begabung vorausschauen kann, ist von Natur herrschend⁴.»

Ein Tänzer entführte sie, und ich dachte betroffen über das seltsame Spiel nach, dass mich am nördlichen Polarkreis Carmen mitten im Scherzen mit zwei der wunderbarsten Worte des Aristoteles überraschen konnte und so mit voller Hand über den Zierat der flüchtigen Stunden letzte Weisheit streut. Um zwei Uhr hatte sich Carmen verabschiedet und meine Begleitung abgelehnt mit den Worten: «Nein, lieber Symposiarch, das Grösste und Schönste dem

Zufall überlassen wäre Irrtum und Lästerung.» Schwer beladen mit diesem Korb aristotelischer Weisheit zog ich mich zu den Dauerhaften in die Bar zurück.

Hinter Hammerfest, 20. August.

Die Liegestühle waren heute Morgen gut besetzt. Ich weckte die Carmen von gestern mit einem kräftigen Wort: «Auf, auf, denn im Schlaf sind der Gute und der Schlechte am wenigsten zu erkennen.» Daher auch das Sprichwort: «Zwischen dem Glücklichen und dem Unglücklichen ist ihr halbes Leben lang kein Unterschied.»

Sie erkundigte sich nach dem Verlauf des gestrigen Festes, und ich erzählte, dass ich im Nachdenken über die Magiersprüche von gestern aus der gleichen Quelle einen Spruch für sie gefunden hätte, nicht so sehr einen Gegenpruch, als ein wahrhaft grosses Mitwort und ihn ihr an Stelle einer Blume überreichen möchte: «Wie in Olympia nicht die Schönsten und Stärksten den Kranz erlangen, sondern die, die kämpfen denn nur unter ihnen befinden sich die Sieger –, so werden auch nur die, die recht handeln, dessen, was im Leben schön und gut ist, teilhaftig.»

Sie drückte mir die Hand und meinte: «Wir wollen das Wort nie vergessen.»

21. August.

Sie ist in jeder ihrer Bewegungen eine Künstlerin und in jeder Regung eine Frau, die rasch und voll und menschlich und daher glücklich empfindet. Eine solche Frau müsste selbst aus Leid und Trauer ein Königreich der Harmonie schaffen können.

Digermulen, 23. August.

Es ist vier Uhr morgens. Feinste Felsenlinien zeichnen sich sogar ostwärts im Lichtschatten der aufgehenden Sonne ab. Das Meer ist leicht gekräuselt. Das Schiff stampft in die unsagbare Stille und harte Klarheit mit dem Mut und der Festigkeit, die den gottsichern Helden in die Weiten des Schicksals geleiten. Felsen um Felsen tauchen auf und weisen mit der Freude antiker Statuen ihre nackten Glieder. Eine seltsame Wandlung geht in mir vor: wie klein die Sitten und Moralen der Menschen in dieser Kühle und Stille werden, wie relativ die Sorgen der Berufe, wie nebensächlich das so äussere Streben der Gesellschaft. Es ist als ob das einzig Bewegende, Schaffende und Sich-selbst-Bewegende, die Seele, sich ihre ureigenen Normen setzen wollte. Denn das Unbedingte der Seele ist klar wie dieser Morgen: ihr Wille zur Schönheit, zur Schöpfung und zur guten Tat.

Wie eine Mozartsche Melodie, tief und mit leichter Groteske scherzend, streift ein Wort Kleists das Denken: «Drei Dinge will ich vollbringen, bevor ich sterbe: ein schönes Gedicht, eine gute Tat und ein Kind.» – Drei Formen der Unsterblichkeit, wenn die Gnade der Stunde über ihnen ist.

Digermulen, 23. August.

Neun Uhr morgens: – Gibt es etwas von so morgendlicher Frische und herber Klarheit wie diese Gräser, die sich im Licht zieren? Wie dieser Baum, wie das kleine Fischerboot? Es ist, als würde einem ein zweites Augenpaar geschenkt. Die Reine und Klarheit, diese zwei hohen Begriffe des Seelischen und Dinglichen, kommen in diesem Morgen und in dieser Landschaft wie Wunder aus Meer und Erde, sie liegen wie erschauhbare Gottheiten in der Luft.

24. August 1938.

Es wird seit wenigen Monaten viel von der modernen Form des Krieges gesprochen: vom Überraschungskrieg, der Überrumpelung einer Nation mit den möglichst wirksa-

men Kriegsmitteln und ohne Kriegserklärung. Das Problem enthält einige Fragen hoher Tragweite, die fernab vom Gezwitscher der Salons kühl und klar durchdacht sein wollen.

Die erste: aller Krieg ist entscheidend mitbestimmt vom Wesen der Überraschung: den Feind auf irgendeine Weise unvorbereitet zu treffen und dadurch zu siegen. Daher geht jeder Generalstab von der Überzeugung aus, dass zwischen den Staaten die Gesetze der reinen Macht gelten. Er muss so aus elementarster Vorsicht die Gesetze des Völkerrechts als nicht existent ansehen. Das A und O seines Denkens gilt immer der Überraschung und dem Willen, sich von der fremden Überraschung nicht überraschen zu lassen.

Jeder Generalstab muss daher die möglichen Überraschungskriege, die seinem Lande drohen, durchdacht und die entsprechenden Defensivpläne ausgearbeitet haben. Sollte einer es nicht tun, so begeht er das todeswürdigste Verbrechen: denn der oberste Verteidiger hätte sein Land von vornherein verraten.

Die zweite Frage: wo Staaten beginnen, ein Recht der Völker unter sich zu erkennen, wo sie sich ihrer eigenen Würde und Ehre als geschlossener Gemeinschaft bewusst werden, anerkennen sie elementare Spielregeln zwischen den Mächten. Eine der elementarsten von ihnen ist die Eröffnung eines Krieges durch Kriegserklärung. Das brutale Rom war schon früh stolz darauf, das Völkerrecht nicht durch einen Krieg, der vom Zaun gebrochen wurde, zu brechen, sondern ihn feierlich zu eröffnen. Nur diesen nannte

es ein bellum iustum; ihn allein wollte es führen. Ähnlich forderte das Mittelalter die Kriegserklärung als Teil regelgemässer Staats- und Kriegsführung. Aber erst 1907 waren die europäischen Staaten der Meinung, dass für die Eröffnung eines Krieges die Kriegserklärung schicklich und nötig sei. Der formelle Nicht-Überraschungskrieg ist also eine verzweifelt junge europäische Erscheinung.

Die dritte Frage ist menschlich-politisch und von weitesten Ausmassen: Von allen Staatsformen eignet sich die Demokratie am wenigsten dazu, einen Überraschungskrieg zu eröffnen; ja, die gesamte demokratische Apparatur verunmöglicht ihn schlechthin. Dagegen hat sie für die Abwehr eines Überraschungskriegs hervorragende Fähigkeiten, sofern die Bürger innenpolitisch gleichgerichtet sind. Zu einem Überraschungskrieg sind eigentlich nur streng geschlossene, monarchische Staatswesen geeignet. In ihnen allein kann die Gemeinschaft auf ein Ziel hingerrichtet werden, sofern nicht ein sehr starkes Heer diese psychische Behandlung unnötig macht. Wenn der Überraschungskrieg echt, also Eroberung, nicht etwa rasche Form der Verteidigung ist, setzt er allerdings eine letzte Loslösung seiner politischen Leiter von jeder moralischen Bindung voraus, also nackten Machttrieb. Aber nackte Macht, die ausser sich nichts kennt, ist im letzten Sinn unmenschlich und unrecht. Sie ist jene höchste Ungerechtigkeit in Waffen, die nach der Meinung des Aristoteles das Furchtbarste war.

Eine sehr reale Einsicht schliesse diese Meditation: der bisherige Verlauf des spanischen Krieges hat gezeigt, dass

der Überraschungskrieg unmöglich ist. Die neue Dimension, der Luftraum mit seinen Geheimnissen, ist schon vertraut geworden und den andern Dimensionen beigeordnet. Das ist eine tiefe Erkenntnis. Sie bestätigt die alte Kriegsregel, dass kein Angriff erdacht werden kann, dem nicht eine Verteidigung gewachsen wäre, keine Angriffswaffe erfunden wird, gegen die nicht eine Verteidigungswaffe gefunden wird.

Der Überraschungskrieg könnte ein Mahnruf sein für unbewaffnete Staaten. Gefährlich ist er nur für morsche Staaten, die ohnehin stürzen müssten. – Also ist er ein Schreckgespenst für gedanken- und tatenträge Offiziere und Behörden.

Drontheim, 25. August 1938.

In diesem milden Fjord also spielt Norwegens älteste Geschichte. Von hier zogen die Normannen zu ihren ersten Welteroberungen aus, denen für nicht kleine Zeitspannen England, Frankreich, Italien erlagen. Raubzüge, und doch: lebt in den norwegischen Stabkirchen nicht der gleiche Geist kultivierter Macht wie in den «normannischen» Kathedralen Englands und jenem erratischen Block ihrer Kunst in Süditalien, ich denke an die Trinitätskathedrale von Venosa, die Grabstätte des Robert Guiscard.

Ein Schotte, weltbekannter Physiologe, weltbereiter Mann und Kauz von Gottes Gnaden, klagte mir in bewegten Worten über die geistige Unökonomie der Schriftsteller und Leser.

«Jetzt lesen die Menschen da» – er wies zu den Liegestühlen hin – «Bücher über Norwegen, statt ihre Augen aufzumachen und etwa noch eine geographische Karte mit Vernunft anzusehen. Eigentlich sollte ein genialer Komödiendichter, eine Mischung von Shakespeare und Plautus, Norwegen schildern. Die Komödie – nehmen wir an – spielt in Jugoslawien, in Belgrad. Dahin ist ein Norweger gekommen und muss sein Land einem Einheimischen vorstellen. Er täte es so:

«Wie Norwegen ist, soll ich erzählen? – Ein Land des klimatischen Dualismus! Auf den Höhen herrscht Eis und eisige Luft, an den tiefen Küsten aber zaubert der Strom, der vom Golf von Mexiko kommt, im Januar die gleiche Temperatur hin, wie Ihr sie in Belgrad habt und seid doch mehr als 2'000 Kilometer südlicher von uns. Eine seltsame Tiergestalt mit Maillolschen Plumpfüßen ist dieses Land, und würde ein Gott sie längs über Europa legen, so würde ihr Kopf Helgoland berühren und ihre Zehen Tunis. So unfreundlich ist das Land, dass es sich nur zu 3 Prozent bebauen lässt. Aber wo es freundlich strahlt, da gibt es kein Grün auf einer Wiese, das so lieblich-jugendlich leuchtet wie dieses. Wenn eine Farbe den Namen eines Landes tragen sollte, so müsste das schönste Grün Norwegergrün heißen. Und Bäume hat dieses Land, als wäre das Tor zur Polarzone ein mächtiger Waldsaum. Der Wald ist nach dem

Wasser unser zweiter Reichtum. Wir Norweger selbst aber sind ein merkwürdiges Volk. Jeder Dritte von uns lebt im Ausland. Unmässig in allen Dingen der Zeit, ziehen die Masslosesten, das heisst die Nördlichsten unter uns, die Winternacht so lang, dass sich die Nächte zu einem langen Wochenreigen die Hände reichen, und die Tage im Sommer so lang, dass sie den lichten Gegenreigen spielen. Sie leiden daher manchmal unter einem schweren Polar- und Talschaftskoller und haben in solchen Zuständen früher fremde Welten erobert. Aber jetzt sind wir durch die vielen Beruhigungsmittel der modernen Technik und das vielverwandelte Licht unserer Wasserfälle harmloser geworden und eine Sehenswürdigkeit im eigenen Land wie die Schweizer. Daher vermögen unsere Täler, wie jene der Schweiz, die fremden Gäste im Sommer fast nicht mehr zu fassen.»

«So etwa würde mein Komödienheld in Belgrad von seinem Heimatland erzählen» – schloss der kluge Kauz.

Lachend ertränkten wir den schottischen Versuch einer Komödienszene in einem Schwedenpunsch.

26. August.

Ihre Lebenskraft wird von ihrer Anmut wie von geheimen Stossdämpfern aufgefangen. So haben ihre Gebärden und ihre Bemerkungen alle ein glückliches, schwingendes Mass.

27. August.

Im Geirangerfjord. Wir sind heute von Oie nach Merok gefahren. Ich war zunächst erstaunt über die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der niederen Talsäume. Kleine Falben mit den berühmten falb-schwarz-falben Mähnen belebten die Weiden, und Kühe, die dunkelbraun und hornlos und von ungewöhnlicher Kleinheit waren. – Kuh-Ponys wurden sie von ihr genannt.

Der Modulationsreichtum der norwegischen Landschaft ist gewiss mit den europäischen Alpen nicht vergleichbar, aber in diesem ungeheuren Entweder-Oder des unfruchtbaren Hochplateaus und der idyllisch grünen Säume die tiefen Fjorde entlang erschütternd schön. Es ist das seltsamste Dreiweltenland, in dem die furchtbare Oberwelt des Felsens, die fruchtbare Tiefwelt der Küste und die Unterwelt des Meeres die kühnsten Variationen spielen.

Auf 1'000 Meter Höhe ist hier der Baum verschwunden. Die Berge laden zu gewaltigen Kuppeln aus. Von ihren Höhen jagen die Bäche herunter. Es ist undenkbar, dass in Mitteleuropa die Wasser so von den Höhen stürzen. Die Nacktheit des Berges, die schräge Lage des Granits, der baumarme Humus bewirken hier die Andersartigkeit.

1'000 Meter über dem Meer eine Passhöhe. Sie erstreckt sich merkwürdig weit an mehreren Seen und Gletschern entlang. Im Alpengürtel wäre sie in dieser Länge undenkbar und in dieser Öde nur auf 3'000 Meter Höhe möglich. Gewaltige Granitblöcke liegen herum: es ist das unerhört schöne Bild einer heroischen, fruchtlosen Landschaft.

Im Abstieg nach Merok wird die Natur Norwegens zu einer bedeutenden Überraschung. Wuchtige Felsterrasse folgt auf Terrasse, über die emsige Wasser in die Tiefe stürzen. Und plötzlich zeigt sich im Grunde des schmalen Fjords das Schiff, das in seiner stolzen Länge beinahe die Breite der Meerzunge einzunehmen scheint.

Balholm, 28. August 1938.

Wir gehen an der letzten Bucht des Fjords entlang. Die steilen Wände eines gletscherbekuppten Berges umfassen sie. –

Sie schaut die Welt immer so eigenartig an, wenn die Landschaft durch Berg oder Eis sich selbst ein Ende setzt. Wie der Schlusspunkt zu einer Betrachtung ist es, wenn sie dann sagt: «Also hier hört jetzt die Welt auf.» Ein Gefühl zwischen Spiel, Ehrfurcht und Genugtuung findet so seinen Ausdruck: Das Gefühl, ein gewaltig Endliches an einer seiner wesentlichen Grenzen erreicht zu haben.

Auf der Höhe von Skagerrak, 29. August.

Wie doch der hohe Seegang der letzten Wochen die Gefühle der Menschen durcheinandergerüttelt und entrüttelt hat. Drei neugebackene Ehepaare verlassen das Schiff – um sich scheiden zu lassen. Entzweite Ehegemüter haben sich gefunden. Vorher fremde Menschen kennen sich näher als ihre sogenannten Nächsten und sehen offener in die Bedingungen des einzelnen Daseins. Freilich, den vielen Siebenschläfern der Seele haben nicht rauhe See noch fremdes Land, nicht die Überraschungen der Natur noch die Möglichkeit einer menschlichen Begegnung geschadet. Für sie war die Reise ein Schlaf, wie ihr Leben ein Schlaf ist. So ist das Schiff anders geworden, als hätte es ein Leben hinter sich. Entzaubert oder verzaubert? Jedenfalls magisch gewandelt.

Hamburg, 30. August 1938.

Hat sich nicht auch diese Stadt, während ich die nordeuropäische Schleife fuhr, verwandelt? Oder ist der Blick,

der vorher nur die Handelsstadt Hamburg erfasste, für die grosse Beschäftigung in den Werften offener geworden? Gibt es nicht etwas wie einen Kriegsruf: Hie Wirtschaft, hie Technik!? Das Zeitalter der freien Wirtschaft und des freien Handels ist dahin; sie sind nicht mehr alleinherrschend. Neben dem freien Wirtschaftler und Händler steht der Mann der gebundenen Wirtschaft und Technik. Dieser Wandel ist für die Gemeinschaft und ihre soziale Gestaltung und Festigung vielleicht vergleichbar mit der Abschaffung der Leibeigenschaft. Er könnte, wenn er nach seinen natürlichen Ansätzen erfolgt, von ähnlicher Bedeutung werden wie der Wandel vom Speermann zum Gewehrman, vom Ruderboot zum Dampfschiff, vom Dampf zur Elektrizität.

Berlin, 31. August 1938.

Deutschland steht zusehends unter dem starken Willen des Vierjahresplans, der am 11. September 1936 verkündet worden ist. Die Idee, von der er getragen ist, gibt zu eingehendem Denken Anlass. Ein Volk mit seiner ganzen weitverästelten Wirtschaft einem strengen Plan der Produktionsveränderung zu unterordnen, ist unheimlich und zwingt jeden einzelnen Wirtschaftsmenschen zu hoher, ja höchster

Anspannung. Überdies liegt das Ungewöhnliche darin, dass die Wandlung den fortschrittlichsten Grossstaat Europas trifft. Der Sinn des Vierjahresplans, der also bis zum September 1940 erfüllt sein soll, ist fraglos bedeutend und in drei Bereichen entscheidend.

1. Die ganze Nation wird durch systematische Wehrwirtschaft und systematischen Verzicht wehrfähig und widerstandsfähig gemacht.

2. Sie wird in der Getreideversorgung vom Ausland praktisch unabhängig.

3. Die für das Leben einer modernen Nation wichtigsten Rohstoffe, wie Öle, Benzin, Wolle, Gummi, Zink, Kupfer und andere Schwermetalle, werden durch Surrogatstoffe ersetzt.

Von diesen drei Zielen ist keines ohne innerlichst willigen Geist erreichbar, noch weniger ohne dessen höchste Anspannung. Von ihnen ist seelisch das erste Ziel entscheidend. Das zweite ist am nächsten der Verwirklichung und eröffnet überdies eine bedeutsame Reform der Ernährung. Das dritte aber ist, wenn es verwirklicht werden kann, eine phantastische Leistung von ungeahnter Auswirkung.

Berlin, 1. September 1938.

Der Vierjahresplan ist seit dem Abbau der Arbeitslosigkeit wohl das ernsteste Geschehen in der deutschen Ent-

wicklung. Er ist mehr als Politik, er ist – ich zögere, es zu schreiben und schreibe es nach langer Überlegung und im Rückblick auf die letzten dreissig Jahre doch – ein tiefes europäisches Lebensproblem. Durch ihn wird konsequent eine neue Welt entdeckt: die Welt des Rohstoffersatzes.

Die ersten grossen Anzeichen der Wandlung sind sichtbar. Alte Industrien sterben rascher, neue schiessen gleichsam aus dem Boden. Im Jahre 1940 werden kaum mehr 30 Prozent der Verfahren und Industrien des Jahres 1920 an der Gesamtproduktion teilhaben – um von der Methode des sozialen Betriebführens zu schweigen. Daran mag zunächst ein völlig abnormer Verbrauch an Kapital, aber ebenso eine neue Bildung von Kapital, die sich allerdings dem Privatmann entzieht und gleichsam nur für neue Arbeit greifbar ist, abgelesen werden.

Es ist vor allem die weitest verzweigte chemische Industrie, die der Kohlenderivate, der Kunstharze, des Zellstoffs, der Legierungen und der Leichtmetalle, die zusammen mit den ungeheuren Anwendungen der Elektrizität das moderne Industriebild von Grund auf verwandeln. Kunstseide aus Torf, Baumwolle aus dem Wald, Sperrholz aus Stroh, Flugzeuge aus Papier, Kleider und Decken aus Zellstoff, Kunstgummi, der besser ist als Naturgummi, aus der Kohle: sie fangen in Bälde, in Tausenden von Gebrauchsartikeln verwirklicht und vorhanden, den Blick und das Denken. Gewiss ist diese Wandlung zunächst mit vielen Qualitätsverschlechterungen verbunden; doch wird der Nachteil, wie

die Erfahrung mit den grossen Surrogaten beweist, vorübergehend sein.

Aber wenn dieser Kampf um den Rohstoffersatz Erfolg hat, dann wird ein wahrhaft Grosses erreicht: dann braucht das rohstoffarme fortgeschrittenste Europa merkwürdig wenig Baumwolle, Wolle, Erdöle, Kupfer, Blei und Mangan. Der Angriff der europäischen Kohle, des Eisens, des Holzes und des Wassers gefährdet das Dasein der reichen Kolonien, entzieht ihnen die Absatzgebiete, füllt sie mit Arbeitslosigkeit und wirft sie zurück, von wo sie kamen: in die Armut ihres ungenutzten Erdteils.

Nirgends wie im Vierjahresplan ist der ernste und kühne Versuch Deutschlands, die heute gestellten Wirtschaftsprobleme zu lösen, sichtbar. Es nutzt die Werke des erfinderischen Menschengestes des letzten Jahrhunderts am konsequentesten. Und wirklich: allein der heroisch denkende und tätige Geist kann diesen mächtigen Kampf kämpfen. Sein Sieg wäre noch einmal ein Sieg Europas über die übrigen Erdteile, der Weg zur Erhaltung des europäischen Reichtums. Nirgends wie hier ist der ausländische Beobachter, der in Jahrzehnten zu denken vermag, zur Bewunderung gezwungen.

Gewiss ist es ein Ringen, dessen Ausgang durchaus ungewiss ist. Gewiss wird hier mit äusserstem Einsatz alles auf eine Karte gesetzt. Das Surrogatproblem ist das Schicksal Deutschlands geworden. Ist es nicht auch das Schicksal des europäischen Kontinents?

Berlin, 2. September 1938.

Die Erarbeitung der Kunstrohstoffe, der neuen Bau- und Werkstoffe müsste innerhalb einer Generation eine einzigartige Wirkung auf die Seele des Industriemenschen haben: er verarbeitet nicht mehr ihm fremde und seelenlose Dinge, die möglichst bald wieder ausser Landes gehen, er ist nicht mehr Sklave des Welthandels; er erarbeitet sich aus der Erde die Deckung seiner Bedürfnisse mit Hilfe seiner Maschinen. Die Maschine als seelenlose Menschenfresserin verschwindet. Der Industriemensch, der sieht, was die Erde dem geistigen Mann willig gibt, fühlt sich nächstverwandt dem Bauern; denn wie dieser mit Hilfe seiner einfachen Maschinen von der Erde sich nährt, so auch er. Er könnte durch das elementare Verstehen um das Gewinnen von Ersatzrohstoffen wieder ein Erdmensch werden, der der Erde dankt und ihr Treue hält. Welch wunderbares Geschenk für Europa wäre dies? Was den Kirchen, was dem Humanismus allein in den letzten Generationen nicht gelang, wäre dann gelungen, indem die Mittel der Bildung, der Technik und der Naturwissenschaft auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet worden wären.

Berlin, 3. September 1938.

Ein ungewöhnlich kluger amerikanischer Industrieller, dessen Freundschaft ich viel verdanke, sieht als einer der wenigen die Bedeutung des Vierjahresplans. Er meinte heute zu mir: «Ich könnte mir vorstellen und würde es durchaus richtig finden, dass man in Deutschland die Verbrennung von Altpapier verbieten wird, wie etwa bisher eine Brandlegung verboten wurde, und zwar wegen unnützer Zerstörung wichtiger Werte. Die neue Wirtschaft der Deutschen ist nichts anderes als die Entdeckung eines gewaltigen Erdteils. Es wäre mir lieber, Roosevelt hätte im new deal diesen Weg eingeschlagen. Er kostet nicht mehr Geld und ist aussichtsreicher.»

Berlin, 4. September 1938.

Nach einem langen Gespräch mit einem deutschen Bankier. – Ich hatte festgestellt, dass die Kaufkraft der Mark im Laufe des Jahres 1937 durch Senkung der Preise für lebensnotwendige Güter um etwa 15 Prozent gehoben worden sei und dies als eine eindrucksvolle Leistung der deutschen

Wirtschaftsführung bezeichnet. Natürlich wurde hierbei der Geldunterschied, der zwischen freien Wirtschaftsstaaten und Deutschland besteht, in keiner Weise verkannt.

«Lieber Freund», so meinte er, «Sie zitieren Ricardo und Keynes. Aber ist denn nicht Ihr Aristoteles viel näher der Wirklichkeit? Sie erinnern sich doch seines Satzes in der nikomachischen Ethik: ‚das Geld hat seinen Namen Nomisma, weil es seinen Wert nicht von Natur hat, sondern durch den Nomos, das Gesetz, und weil es bei uns steht, es zu verändern‘. Auf aristotelische Weise hat sich das Geld bei uns gewandelt. Die Mark ist eine Anweisung auf geleistete Arbeit, eine Marke. Das sind Dollar, Pfund und Ihr Schweizer Franken natürlich auch; sie sind freilich international tauschbare und wechselbare Werte. Aber ist ihre Kaufkraft im Lande selbst deshalb höher als die unserer Mark?» –

Ich unterschied wie ein aristotelischer Dialektiker, gab aber im Lauf der Unterredung doch zwei auffällige Tatsachen zu:

Die erste: zwar ist die Mark leichter gebaut als Pfund und Dollar und überdies in ihrem Wert lokalisiert. Und doch hat sie eine merkwürdige Kraft, weil sie tätig ist und rollt. Die deutschen Banken sind nicht Friedhöfe für brachliegende Gelder wie in England, Amerika und der Schweiz. So stürzt das Geld sich in die Gefahren des Daseins, und dadurch schafft das ganze Volk Werke, die reichere Völker bisher kaum geleistet haben. Natürlich ist die Gefahr der Fehllei-

tung grösserer Werte da; sie wird im Wesentlichen nur gebannt durch die Verantwortung der handelnden Menschen.

Die zweite Tatsache: das deutsche Volk ist arm, nach überkommenen Begriffen gewertet; unvergleichlich ärmer als Frankreich, Amerika, als die Schweiz und Holland. Aber als Ganzes ist es reich an Verkehrsmitteln und -wegen, an Schulen, Krankenanstalten, Sportanlagen und Schwimmbädern, reich durch hygienische Wohnungen und durch sein dichtes Elektrizitätsnetz. Zwar essen die Leute viel schlechter als in Frankreich, aber sie sind gut ernährt und haben alle etwas vom Dasein. Deutschland hat heute den Reichtum «den Meisten» zugänglich gemacht und dadurch natürlich den der Wenigen stark nivelliert. Diese soziale Verteilung des Reichtums ist über Verkehrswege und -mittel und über die technische Fruchtbarmachung der wissenschaftlichen Erkenntnisse gegangen. Es gibt ausser Deutschland wohl einige tatkräftige, reichere Klein- und Mittelstaaten, wie Schweden, die Schweiz und Holland, aber keinen sozial reichen Grossstaat.

Hier erntet dieses Land die Früchte seiner reichen Wissenschaft und seines sozialen Denkens.

Berlin, 5. September 1938.

Der Chemiker sagte mir heute: «Die Wissenschaft ist für uns Deutsche, was für Orest Elektra: die herrliche, hilfreiche Schwester – sie war übrigens die tiefste Frau der Griechen.»

München, 7. September 1938.

Hier ist mir vor anderthalb Jahrzehnten bei einer Picasso-Ausstellung eine alte Einsicht mit der Kraft der Erfahrung lebendig geworden: dass wirkliche Begabungen der Ungunst ihrer Umwelt krankhaft antworten. Ein krankes Publikum steckt den Künstler an, und der kranke Künstler macht das Publikum noch kränker: ein Zirkel des Geistigen, der sich immer wiederholt. In dieser Erkenntnis hat Platon als erster die Gemeinschaft gegen die Verführung der Künste zu schützen begonnen. Und jeder Denker von Bedeutung hat sich seither um die Wechselwirkungen zwischen Künstler und Umwelt, die so tiefgreifend sind, Gedanken gemacht.

Der europäische Künstler von heute ist gleichsam in einer Gletscherspalte: er lebt zwischen nicht mehr gefügten und noch nicht gefügten Völkern. Daher ohne die Aufforderung des Geschmacks, ohne volle Mitklangbereitschaft, seiner Sendung unsicher und des Auftrags ungewiss. Er ist

dem Hunger näher als in hohen Zeiten der Völker. Ein großes Glück; denn nur der starke Künstler überlebt dies und vermag aus der Tiefe des Leides die Kraft zur Magie zu gewinnen.

Linz, 8. September.

Noch einmal sorgte sich die greise Herrin des Hauses mit der ihr eigenen Energie und erfahrungsreichen Klugheit um uns. Nochmals zeigte der mütterliche Blick in der Morgensonne die Strahlungskraft einer starken und doch gütigen Natur. –

Jetzt fahren wir flussabwärts von Linz nach Wien. Mit einem Lächeln auf den Lippen war ich eingestiegen; ein niedlicher Spruch, den ein Linzer Schuljunge stolz geschrieben hatte, war der Urheber der Heiterkeit: «Die Donau ist ein majestätischer Strom; wie eine Königin wälzt sie sich in ihrem Bette.» Hoffentlich ist er nicht wegen Frühreife bestraft worden.

Was gibt es Europäischeres als diesen Strom? – Er vereinigt nicht nur wie der Rhein Germanen und Kelten und ihre reiche Kultur und Geschichte, nicht nur die lateinische und deutsche Welt und ihre Mischungen. Er ist das mächtige Bindeglied zwischen Abendland und Morgenland, zwischen Nordsee und Abendland und Morgenland, zwischen Ostsee

und Mittelmeer, zwischen Rhein und Wolga, zwischen europäischem, slawischem und orientalischem Denken. Die römischen Kaiser Tiberius, Trajan und Marc Aurel standen hier die Jahrhundertwache des Westens, – aber auf ihm fuhr auch Attila stromaufwärts. Die herrlichen Ordner des deutschen Reiches, Karl der Grosse und Otto der Grosse, bauten an diesem Strom die Grenzen gegen Osten, auf ihm zogen die Kreuzritter hin zur Eroberung der östlichen Geheimnisse, aber auf dieser liederreichen Strasse der Nibelungen zogen auch Goten und Magyaren zur Erregung und Erschütterung des Westens, Türken zu seiner Barbarisierung stromaufwärts.

Und dann die Menschen dieses Stromes 1 Es gibt keine Burg, die nicht eine kleine Geschichte der Menschheit mit ihren Schrecken und Verbrechen, mit ihren Hoffnungen und Künsten, ihrer Schönheit und unsäglichen Niedrigkeit erzählen könnte. Diese Burgen sind wie ein ewiges Raunen vom Menschen und seinen Nöten, der Raum der abendländischen Tausend-und-einen Nacht. Vor ihrem Gemäuer und den Wellen dieses Stromes und seiner Geschichte wird das grosse, schöne Leben und die furchtbare Gemeinheit des Daseins auf menschlich ertragbare Masse zurückgeführt. Man beginnt, die Illusionen über Bord zu werfen und ermannt sich und lebt mutig weiter.

Wien, 9. September.

An der Burg spielten sie ein spanisches Lustspiel. Leider war das niedliche Thema, wie man aus einem Blaustrumpf ein liebendes Weibchen macht, mässig gelöst. Mich wundert, dass kein Lustspieldichter von den herrlichen Vorwürfen, die um ihn sind, sich bezaubern lässt! Ein Griff in die Verwicklungen, die die neuen Verkehrsmittel und die neuesten Erfindungen schaffen und naturwissenschaftliche Einsichten bieten, und es wäre gerade im europäischen Kulturkreis ein Dutzend unsterblich schöner Lustspiele möglich.

Welch dämonische Lust lebt in der aristophanischen Komödie, die neuesten Einsichten der Denker auszuspinnen und mit komischen Verwechslungen das Publikum zu reizen, ich denke an Lysistrata und Plutos. Wie zwerghaft sind dagegen die Komödien des 18. und 19. Jahrhunderts, wie klein zu den Stoffmöglichkeiten die unserer Generation. Es ist kein gutes Zeichen für Europa, dass es nicht mehr wie der Grieche Aristophanes mit tiefem Geiste lachen will, sondern mit der flachen Brust des Bernard Shaw.

Bozen, 13. September.

Welchen Querschnitt durch den Alpengürtel die Fahrt Linz–Bozen doch bietet! Ohne die steile Wucht der franzö-

sischen Alpenübergänge, brüderlich verwandt mit den Schweizer Pässen und Durchstichen, und doch die letzte Majestät ihrer Formen und jenen Wechsel der Landschaft, der die Seele verwandelt, nicht erreichend! Und sie alle vermitteln die Bilder schönster Landschaften, erzählen von Tälern, die nächste Kinder der Erde sind, und von den Ahnungen und Versuchen eines besten und möglichen Europa: So werden sie zum Sinnbild ewiger Fahrten der Menschheit durch das Leben.

Venedig, 15. September 1938.

Ich suche meine alten Abergefühle gegen den Canale grande loszuwerden. In hypnotischer Beschwörung sage ich mir immer wieder: «alles vergessen, keine bewussten Massstäbe anlegen, nur auf dich wirken lassen» – und doch sah alles unwirklich und ein wenig Operettenhaft aus; und doch zeigten diese Palästchen, einmal im vollen Schmuck und gepflegt, mit ihren verwahrlosten Verzierungen Vergangenheit ohne jede Zukunft. Immer bleibt der Markusplatz bewunderungswürdig. Er ist in der brüskten Vereinigung römischer und byzantinischer Bauelemente und der Bauten, die ihn bilden, der eigenartigste Saal einer italienischen Stadt; wie ein Traum schwebt der tausendjährige

Wille innigst verwandter und verfeindeter Architekturelemente über ihm. Welche Kraft strömt von diesem Platze aus, die die Imitatio fremdster Formen zum eigenen Leben zurückbiegt! –

Viele junge Ehepärchen wandern auf dem Platz, mit schwärmenden Blicken und mückenverstochnen Gesichtern; Italiener mischen in die Gedanken die Wirklichkeit des Kleinen.

Noch der letzten Dichtergeneration, noch Hofmannsthal war die Stadt die Erweckerin der fremden Gefühle und erster Zauber des Ostens; der Ort, wo man seine überlieferte Welt und seine Umwelt vergisst und anders wird und selbst der Bürger die Kraft zum Abenteuer in sich spürt. Fast schemenhaft wirken mir die wohlvertrauten Kunstwerke, das schöne Romanfragment Hofmannsthals in der Stadt, die mir so oft gegenwärtig war, und voll Schrecken sehe ich, dass wir ganz anders geworden sind.

Die Stadt ist bei allen Schönheiten leer, denn sie hat die Kraft der Beschwörung nicht mehr. Die Zier ihrer grossen Kunst ist Zierrat geworden. Und die Menschen, die diese Formenwelt wissend und sorglos oder staunend durchspielten aus einer Umgebung, die sie bezweifelten, bespotteten und in den Pausen düsterer Ahnungen doch zu verlieren fürchteten, sind tot oder vor härtere Dinge gestellt. Ihr Venedig aber scheint aus dem Chor der schöpferischen abendländischen Gewalten, ja vielleicht aus dem Verband der lebendigen Bildungskräfte ausgeschieden zu sein.

Lido, 17. September.

Im Spielsaal vom Lido. Wieder fällt mir auf, wie viele junge Menschen neben alten Roués und verlassenen Weibern spielen; und wieder, wie jeder Spielsaal seine Luft hat: Monte Carlo, Evian, Baden-Baden. Hier am Lido ist der Glaube an den mal occhio des Zuschauers und möglichen Partners merkwürdig unmittelbar; der Spieler weicht ihm ersichtlich durch Platzwechsel aus.

Wie bereit ist doch der Mensch, das Glück in seinen tausendfachen Arten und Abarten anzurufen und sich zu diesem Ziel fremden Mächten zu ergeben! Sammelt sich denn nicht seit den frühesten Märchen und dem erhabensten Denken der Griechen bis heute ein Rim gen um das Glück, dessen Streiter an Zahl gleich sind jener Menschheit, die wenigstens ein bisschen hoffen und denken will? Schlummert nicht in jedem Mem sehen ein Hänschen, welches das Glück versucht? Der Traum von einem Restchen jener Gnade, die vom Schicksal kommt? Die dunkle Hoffnung, einmal aus Tausenden erwählt zu sein? So ist das Glücksspiel einer der tausend abgearteten Keime urmenschlichen Glückstriebes.

Versteht der Mensch mit seinem schüchternen Trachten, durch das Spiel das Glück zu versuchen, nicht doch auf sei-

ne Weise die Natur? Er ahmt sie einfältig nach. Denn wo ist das Spiel grösser und grausamer, beglückender und erregender als in der Natur und im Menschenleben?

Der begnadete Mensch sieht dieses Spiel; er tastet es mit den zartesten Händen der Seele ab und ahnt die besten Möglichkeiten; so hütet er sich, das Auserwähltsein durch Spiel zu reizen, er überlässt es dem Schicksal und seinem Tastvermögen. Für ihn ist das Menschenleben das emsige Auf und Ab von grossem Spiel und stiller Wahl. Zwar im Wechsel der Gesundheit und Krankheiten, der Dispositionen und Bazillen ist ihm die Wahl verwehrt. Aber er weiss, dass jede Frucht aus einem Spiel der tausend Möglichkeiten kommt; dass jedoch die menschliche Frucht ein Spiel der Millionen ist. Und ähnlich ist jede Begegnung allein durch das Spiel des Schicksals möglich, aber ihre Tiefe und ihren Wert erhält sie nur durch die Wahl, sei es Freundschaft, Liebe, Ehe. So ist das Menschenleben eine Wanderung über die unendlichen Kugelfelder des Schicksals, das ihm stündlich Spielkugeln in die Hände drückt oder ihn welche ergreifen lässt. Braucht der Mensch angesichts der Möglichkeiten nicht viel Glück, um einigermaßen gut die Wanderung zu überstehen? Die Gattung der grossen Künstler des Lebens muss sehr selten sein. —

Der Saal hat sich zum Spielsaal der Menschheit geweitet, und ich trete in die dunkle Nacht hinaus, um mit den Künstlern des Lebensspiels Zwiesprache zu halten.

Venedig, 18. September.

Noch immer ist Venedig die Heimstätte Tintorettos. Vor den vielen Bildern, die sich von ihm hier finden, wird einem klar, eine wie vollendet idealistische Sprache dieser Maler spricht. Nichts kann er realiter ausdrücken. Alles Seelische, das er sich in einer Situation bei seinen Objekten vorstellt, wird ihm bis auf kleine Bruchteile Gebärde und Farbe. Ich kenne keinen Maler, bei dem das Erhabene so nahe beim Lächerlichen ist. Keinen, dessen Kunst des Nichtsachlichen so ursächlich vom Objekt kündet und gleichsam so nahe dem echten Unwirklichen ist. Er ist der Vergil der Malerei. Sein Wesen sammelt sich wohl am glücklichsten in der Verkündigung Mariä: gegen die Madonna im Braundunkel der rechten Bildhälfte fluten die himmlischen Wellen aller blaugrünen Farbtöne herein, die der Engel zur Linksseite des Bildes mit sich bringt; in der Mitte zwischen dieser himmlischen Welt und jener der Maria, zwischen der Welt der Verkündigung und jener der Demut und des Empfangens weitet sich ein Gartenweg mit aller Strenge des Trennens. Die ganze Komposition, ja ihre Elemente sind traditionell und symbolisch gedacht und doch auf irgendeine Weise vollendet und glücklich, und auch für den Erfahrenen überraschend und ergreifend.

Venedig, 18. September 1938.

Einem heitern Nachtmahl folgten schwere Vergiftungserscheinungen in der Nacht. Vom Tisch hatte es just den erwischt, der die Seinen scherzend mit dem Spruch «Diät ist Weisheit» gewarnt hatte. Resigniert stellte ich fest, dass mir der Zufall eines seiner schlecht testen Kügelchen in die Hände gespielt hatte. Mit mehr als 39 Grad Fieber ging ich an Bord, entrüstet darüber, wie rasch ein wuchtiger Angriff auf den Körper auch das Denken lähmt. Dem guten Arzte zu begegnen ist ein Glücksfall. Mit diesem Gedanken machte ich mich in der Kabine zurecht.

An Bord.

Unter der reichen Post war eine heilsame Überraschung: eine geliebte Handschrift traf die Hand wie ein elektrischer Schlag, der zum Herzen läuft und leicht und schnell die Seele «hinordnet». Sympathie ist in ihrer stärksten Erscheinungsweise selbst in kleinen Dingen ein tätiges Mit-Leiden des ganzen Menschen.

Korfu, 21. September.

Das Land des Ölbaums und der Weinrebe war die Insel Korfu seit den Tagen Homers. Heute hält den Wanderer das Zusammenspiel der silbrig-grauen Ölbaumblätter mit jenen dunklen Zypressen gefangen, die sich aus niedrig bestandenem Rebenboden und dann wieder aus reicher Weidefläche emporheben. Zwar zeigt die Vegetation des südöstlichen Italien manche Ähnlichkeit, und doch bleibt diese Insel so ganz anders, melancholisch fremd, dem Tod und seinen Märchenformen zugewandt, wie die Odysseuserzählungen vor dem König Alkinoos.

Wie still die Tradition die Jahrtausende durchdauert! Noch heute ist hier, wie im Attika des 5. Jahrhunderts, der Ölbaum das Mass des Lebens. Denn: noch sind hier die Bräute nach der Zahl der Ölbäume ihres Vaters begehrenswert!

Die Insel war im Altertum wegen ihres Grundbesitzerregiments berühmt und berüchtigt und bestand wiederholt soziale Erschütterungen. Der Grundbesitz ist jetzt milde geworden: nur ein Viertel der Erträge geht als Rente an die Eigentümer, drei Viertel bleiben dem Pächter. Das ist wesentlich sozialer als die Mezzandria, das klassische Sys-

tem in der Toscana, wonach die eine Hälfte der Ernten dem Eigentümer, die andere dem Pächter zufällt.

Am Rand der Peloponnes, 22. September 1938.

Goldgelbe Hügel heben sich flach aus dem tiefen Blau des Meeres. Einige grüne Flecke sind ihnen aufgesetzt und einige niedere Bäume. Es ist das Bild der Unfruchtbarkeit. Sie ist hier zu einem wesentlichen Teil Schicksal des Bodens, und doch erinnert sie ernst genug an den Wahnsinn der Menschen, die aus freundlicher Rücksicht auf ihre Mitmenschen den Boden brandschatzten und im wiederholten Kriegsgang schliesslich und endgültig vernichteten. So sind grosse Teile Griechenlands, so das herrliche Sizilien, so weite Gebiete Nordafrikas zu Kolonialland heruntergesunken. – Möge Europa nie zu einem kolonialen Erdteil heruntergewirtschaftet werden!

Seit 1922 geht das griechische Volk den heroischen Weg, sein Land wieder fruchtbar zu machen. Es steigerte in zwölf Jahren die landwirtschaftliche Anbaufläche von IV4 Millionen Hektar auf 2,1 Millionen, es verdreifachte seinen Weizenantrag, verdoppelte die Ernte von Mais, Gerste, Tabakblättern und Weinmost. Das ist eine stille Bodenrevolution, die zu höchster Bewunderung zwingt. Sie war wohl

nur durch äusserste Not möglich. Das Land hat 1922 sein kleinasiatisches Gebiet verloren und von dort IV4 Millionen Griechen aufnehmen müssen. Diese zwangsmässige Volksverschiebung steht wohl einzig in der neueren Geschichte da. Sie ist fünfmal so gross wie jene, die durch den Antisemitismus in Europa ausgelöst wurde. Warum sie die gebildeten Menschen auf dem Schiff nicht gegenwärtig haben? Dann sehen sie auch nicht, mit welcher Kraft hier das neue Leben aus den Ruinen blüht.

In Olympia, 23. September.

Den Körper als reale Macht und als Erscheinungsform der aristokratischen Persönlichkeit haben die Griechen gepflegt und nannten diesen Kult Askesis, Übung. (Für die Missgeburt einer christlichen Askese sind sie wirklich nicht verantwortlich.) Zu ihrer lustvollen Askese gehörten freie Geburt und freie Zeit und ein Körper ohne Hilfsmittel, der alle Schönheit zu erweisen, zu erhalten und zu verteidigen hatte. Schönheit ist die Seele der sichtbaren Welt, und das Schöne an sich zu finden, ist das einzige lebenswerte Streben: so unterrichtete die weiseste Frau, Diotima, den weisesten Mann, Sokrates, und so hielt der tiefste griechische Denker, Platon, als reifer Vierziger das Gespräch in männlicher Rauschfreude fest, – es war das höchste Gespräch des Gastmahls.

Gerade in Olympia, dem kritischen Schauplatz männlicher Schönheit und Körperfreude, ist keine berühmte Krieger- oder Athletenstatue gefunden worden, so viele dort aufgestellt waren, sondern – ein zauberhaftes Schicksal – der Gott Hermes, Geleiter der Seelen und Freund der Jugend, das Werk des säkularen Meisters Praxiteles. Man kann diesen Körper nicht lang genug anschauen und, wie Rodin, das ausgeglichene Spiel der Muskeln überprüfen. Welch eine Lässigkeit zeigt dieser Mensch-Gott. Welche vollkommene Menschlichkeit, welche Hoheit jeder Gebärde und zugleich etwas tierhaft Vollendetes: ruhende Natur. Wie ganz andere Gesetze und doch wie verwandte beherrschen diesen Körper gegenüber dem kanonischen Krieger des Polyklet und dem Ringer des Lysippos. Nicht Krieger, nicht Athlet, nicht sich Mühender ist er. Dieser Hermes ist die Vollendung des reifen Mittelmeermenschen, dessen Gaben leicht in die Höhe der Träume hinaufgehört sind: sein spielendes Denken wie die federnde Herrlichkeit seiner Glieder, seine Schläuheit, seine Güte, seine Freude am Dasein und seine Kunst des Lebens. Reif ist er, sehr reif. Und doch möchte man Generationen vor ihn hinführen und das Wort wiederholen: «Haltet euch immer nur an das Vollendete.»

An Bord.

Immer ist die reinste Wirklichkeit die höchste Verwandlung, die der Seele wartet. Der Mensch erfährt es auf weiter Fahrt, in der Liebe und – vor dem Kunstwerk. Wie ich die Hermes-Aufnahmen von Walter Hege betrachte, ist mir klar, dass auch das vollendete Lichtbild nur eine Form des Erinnerns und des Erklärens ist, vielleicht die genaueste Form der Mitteilung. Aber ein Satz des Archäologen Gerhard Rodenwaldt über den Hermes ist von jener höchsten Verwandlung erfüllt: «Dieser Körper ist die Erfüllung alles dessen, was die Griechen in Jahrhunderten erstrebt hatten.»

Auf Fira der Insel Santorin, 24. September.

Von dem Platz, an dem ich schreibe, fällt die Küste an die zweihundert Meter steil ins Meer ab. Das weiße Band der Häuschen von Fira zieht sich fast gespenstisch in dem klaren Mittagslicht an den Höhen hin. In einem Dreiviertelkreis ragt die Steilküste mit ihrem reichen Geäder von Tuff und hellgrauem Bimsstein aus dem Meer und bildet so vor dem staunenden Betrachter einen gewaltigen Krater, dessen Furchtbarkeiten ein auch für Mittelmeerbegriffe unsagbar

blaues Meer bedeckt. Eine kleine Insel hebt sich aus dem Krater empor; es ist das jüngste Inselkind Europas, denn im Jahre 1925 hat es der Vulkan aus den Fluten gehoben. Die wirren Lavamassen erzählen deutlich von jener zehnmönatigen Schreckenszeit, in der das ganze Bergmassiv auf das Äusserste gefährdet war.

Ich lese in den drei Folianten, die der Geologe Reck über die Insel und den Ausbruch von 1925 geschrieben hat. Es ist wohl die genaueste Beschreibung eines vulkanischen Geschehens. Zwanzig solcher Deskriptionen müssten ein Wissen um Eruptionen geben, das möglicherweise ein halbes Dutzend noch unbekannter Einsichten über das Erdinnere erschliesse. Ich könnte mir sogar eine einzige Einsicht von Newtonscher Grösse denken. Wären Mühen und Strapazen, die in zwanzig oder hundert solcher Beschreibungen stecken, damit nicht reichlich gelohnt? Gerade diese wissenschaftliche Kärnerarbeit gehört zur Newtonschen Sicht wie das Blatt zum Baum, wie die Blutkörperchen zum Menschen. Sie sind beide europäische Sendung, und ganz grosse Naturen haben sie in sich vereinigt, zum erstenmal ein König des abendländischen Denkens: Demokrit.

Im griechischen Inselgebiet.

Der Landarbeiter auf den griechischen Inseln verdient im Tag zwischen 20 und 30 Drachmen = 70 bis 100 Schweizer

Rappen. Ungefähr gleichviel – mit einer Differenz von 10 Prozent auf und ab – verdient er in Kleinasien, auf dem Balkan, im Donauraum, in Sizilien und Süditalien, aber auch an der nordafrikanischen Küste; nach dem unseligen Krieg in Spanien wird er Mühe haben diese «Höhe» zu halten. Also: noch heute bei so vielen Mittelmeerstaaten und im Wirrwarr ihrer Währungen hat sich der Preis der Landarbeit merkwürdig stabil erhalten, während der Preis ihrer Produkte durch die staatliche Dazwischenkunft stärker verschieden ist. So ist die Landarbeit etwas wie eine unsichtbare einheitliche «Währung» für die längst verlorene einheitliche Mittelmeerwährung des römischen Denars.

Athen, 25. September 1938.

Der Stier, der von zwei Löwen gerissen wird, zwei von den archaischen Mädchen und der schlanke Ephebe im Akropolismuseum; ein Dutzend Statuen und Reliefs im Nationalmuseum sind es, um deretwillen man nach Athen kommen sollte. Von ihnen kündigt jedes einzelne Kunstwerk Geschichte und reiche Übung, deutet jedes eine Gesellschaft, die diese Werke forderte und förderte, ist jedes geschaffen aus dem Meer der schönsten Masse, Verhältnisse und Ge-

bärden. Jedes ist streng in der Überlieferung und vermeidet doch die Trägheit des Auges und des Denkens.

Dazu die Tempel der Akropolis, der Parthenon und das Erechtheion, die, auf engem Raum und innerhalb enger Zeitspanne entstanden, letzte Kunst bewahren und einander gegenüberstehen in einem Geist, der weltweit verschieden ist und doch brüderlich verbunden, genau wie im Denken Platon den Sophisten, Sokrates dem Alkibiades gegenüberstand: kurz, das Schaffen und Schöpfen eines Jahrhunderts und eines kleinen Volkes, ein Schaffen, in dem Jahrhundert und Volk selbst Genie sind: das ist der erlösende und den Beschauer vom Innersten her verwandelnde Eindruck; er ist umso schwerer und grösser, je kritischer der Betrachter ist, je tiefer er um die Schwächen und Tücken, die Alltäglichkeiten und Unzulänglichkeiten der Hellenen und ihres Daseins weiss. Die Griechenbegeisterung der letzten Generation war etwas Fürchterliches; aber dieser Überfall eines Jahrhunderts und eines Volkes auf den Beschauer ist ein heiliger Schrecken, ein Blitz aus anderer Welt.

Athen, 28. September 1938.

Zwei Motive sind auf den Grabsteinen der griechischen Frauen herrschend: der Abschied durch einen Händedruck

oder durch die scheidende Gebärde des Armes und – der letzte Griff ins Schmuckkästchen. Ein nachdenkliches Motiv: denn in ihm vereinigt sich ein reicher Glaube an das Jenseits, für das der Schmuck ebenfalls notwendig und schön ist, mit der ganzen Freude an der Zier. Was für den Mann die Waffen, das ist für die Frau der Schmuck: ihre Welt! Der Bereich der Auszeichnung und der Liebesunterpfande.

Man stelle sich auf einem modernen Grabmal eine Frau vor, die sich noch einmal schmücken will und hierfür ihr Schmuckkästchen vor oder bei sich hat, und man wird sich des abgründigen Unterschieds unseres Fühlens gegenüber den Griechen bewusst. Sollte es der Europäer verlernt haben, dass zur Frau der Bereich des Schmuckes wesentlich gehört?

Im griechischen Inselmeer, 29. September 1938.

Es ist völlig klarer Abendhimmel. Ich stehe an der Reeling und bin erschüttert von dem Unerwarteten der Kunstwerke in Athen und jener Wirkungsgewalt, die sie der Autopsie letztlich vorbehalten, und die daher im tiefsten Sinn doppelt individuell und unmessbar bleibt.

Nur widerstrebend gestehe ich es mir ein, dass diese Griechen eben doch die genialste Variation des Menschengeschlechts waren, die sich vielleicht in Tausenden von

Jahren in ähnlicher Grösse wiederholt, vielleicht auch nie.

Der Himmel und die Berge von Kap Malea spielen die Skala unnennbarer roter und violetter Farbtöne durch. Erste Lichter flammen auf. Wir sind eben auf der Höhe einer der drei Seitenstrassen, die von den Dardanellen ins offene Mittelmeer führen. Ein englisches Kriegsschiff, offenbar ein Kontrollschiff, funkt uns an. In die Abenddämmerung wachsen die Gedanken um die Kriegsgefahren, die uns bedrohen und um ihre Folgen für Europa, wachsen und werden wie riesenhafte Nachtfalter und drängen ins gewaltige Rot dieses Abends und versinken und verschwinden in ihm, wie auch das furchtbarste Menschliche in der Natur klein wird und versinkt. Denn dies ist die verzehrende Schönheit jeder reinen Stunde in der Natur, dass sie den Menschen mit den Jahrtausenden der Erde und den Jahrhunderttausenden der Gestirne vereinigt und ihn unerbittlich zwingt, alles Tun und Geschehen vor dem Sinn des Daseins zu betrachten.

Das Dunkel, das am östlichen Himmel weiter vordrang, hat schliesslich die letzte lichte Stelle des Firmaments aufgefressen. – Menschen laufen vergnügt in Kostümen herum, Tanzmusik erklingt und jene Form des Erotischen, die die menschliche Gesellschaft als legitim anerkennt, geht gleichsam als erste Maske über das Schiff.

Auf hoher See.

Wie klein eigentlich die Masse des Mittelmeeres sind. . Und für die antike Welt war es die einzige See, die frei befahren wurde und Schrecken zeigte, wie sie den Menschen heute dank seiner überlegenen Verkehrsmittel auf keinem Meere bedrohen.

Gerade auf hoher See wird einem klar, dass Verkehrsmittel und -wege einen kaum absehbaren Reichtum des modernen Menschen darstellen, durch die der Einfachste von heute mehr als ein Fürst von gestern ist. Sie sind die erstaunlichste Sozialisierung des Reichtums und tragen zur endgültigen Befriedung Europas mehr bei als ein halbes Dutzend Völkerbünde; denn der Mensch des Kraftwagens und des Flugzeugs hat andere Nachbarn als jener des Pferds und selbst jener der Eisenbahnen.

In den Zeiten der Antike brauchte ein Schiff für die Durchquerung des Mittelmeeres von Athen bis Kyrene bei günstigem Wind acht Tage, manchmal aber auch einen Monat ! Ein moderner Dampfer durchfährt die Strecke einen knappen Tag lang ohne Landsicht. Wie grotesk verhalten sich zu dieser Verkleinerung des Mittelmeerraumes die politischen Einheiten. Jenes Meer, das seit den Tagen des Cäsar und Augustus vierhundert Jahre lang Mitte und Sinn eines Weltreiches war, des Imperium Romanum, hat heute an seinen Gestaden ein Staatengemengsel von acht Staaten, durch die sich der Weltfahrer, mit ebenso vielen Währungen und Sprachen

bewaffnet, zurechtfindet. – Das Ziel Italiens, ein neues Mittelmeerimperium zu schaffen, verbindet die grosse Überlieferung mit der Notwendigkeit. Der Augenblick wäre überfällig.

Tripolis, 2. Oktober 1938.

Das Wissen um den Ruhm und das Können der Römer in Nordafrika scheint die heutigen Italiener erfasst und ihren schöpferischen Nachahmungstrieb geweckt zu haben. Denn mit Bewunderung stellt man fest, was die Italiener in den letzten zwanzig Jahren am nordafrikanischen Küstenraum gearbeitet haben. Einheimische Nomaden sind mühevoll angesiedelt, erste elementare Hygiene wurde den völlig verseuchten und erkrankten Stämmen gebracht. Und überall zeigt sich das erweiterte zähe Vordringen in die Wüste durch stete Neubesiedelung und durch wiederholte Versuche einer Bodenbepflanzung.

Die tripolitanische Bevölkerung in ihrem bunten Durcheinander von Arabern, Semiten und nordafrikanischen Nomaden lässt nur einen Eindruck immer sicherer aufkommen: dass es nun einmal Völker zum Herrschen und solche zum Dienen gibt, und dass das von Natur herrschende Volk eine Sünde wider das eigene Fleisch begeht, wenn es an seiner Herrscherbegabung und -pflicht zweifelt oder beiden nicht genügt.

Der Marc-Aurel-Bogen in Tripolis mit dem Helios, dem Augusteischen Symbol griechisch-römischer Weisheit, sollte für diese Haltung nicht weniger Sinnbild sein als die afrikanischen Römerstädte von Tingad bis Kyrene.

Afrika ist das natürliche Kolonialbecken Europas. Von seinem Rand aus gesehen gibt es keine grössere Sünde Europas als jede streng sozialistische oder gar kommunistische Lehre. Denn von hier aus gesehen sind sie die fürchterliche Degradation europäischen Herrscherwillens und aller jener Grosstaten, zu denen die Begabung und der Kampf um ein besonderes Leben die europäischen Völker aufrief.

Europa ohne Geist und Willen zum Herrschen ist ein verachtungswürdiger Erdteil und verdient auf die Kulturstufe und Lebensart irgendeines nebensächlichen Kolonialvolkes herunterzusinken.

Die Kraft zum Herrschen kommt indessen diesem unglücklichsten und schönsten, klügsten und borniertesten aller Erdteile nur aus der Geschlossenheit grosser politischer Räume oder aus ihrer Eintracht.

Malta, 3. Oktober 1938.

Fünf Stunden vor der Einfahrt in den Hafen von Valetta habe ich englische Kriegsschiffe nicht mehr aus den Augen verloren. Die kriegerischen Übungen der Engländer im Mit-

telmeer sind bedenklich umfangreich. Nicht einmal in Port Said und in Zypern wird dem unbefangenen Beobachter so wie hier klar, dass England den unbedingten Willen hat, im Mittelmeer zu bleiben, dass es das italienische mare nostrum als Machtanspruch friedlich nicht anerkennen will.

Malta, 4. Oktober.

Eine fürstliche Stadt ist dieses Malta. Kühne Festungsterrassen stemmen sich gegen das Meer. In tiefen Kanalhäfen birgt die Stadt die ihr anvertrauten Schiffe. Stolze Renaissance- und Barockbauten der Johanniter, die hier über 250 Jahre herrschten, schmücken die Strassen. Klare Wegzüge, weite Veduten und wohlproportionierte Plätze künden von macht- und zielbewusstem Geist, der ordnen und erhalten will und den Sinn der Gemeinschaft auf Mittelpunkt richtet. So ist diese Stadt südlichstes Symbol eines besten Europa, südlichstes Präludium europäischer Formen.

Taormina, 5. Oktober.

Was ist so schön wie grosses, stilles Schauen und Träumen, dieses Wandern in den gewaltigen Galerien der Vergangenheit und der Zukunft?

Ich liege in der stillsten Ecke des alten Klostergartens San Domenico. Über Felsabstürze eilt der Blick in die tiefblaue See und wieder zurück und hinauf zur Trümmervedute des antiken Theaters und weiter hinauf zu der unbekannt Akropolis, wo jedes Flecklein Erde dreimal mit Blut benetzt worden ist. Und zwischen dem Bild dieser Landschaft und dem Auge liegt wie ein Schemen das Schicksal der Stadt – auch es ist von der morgendlichen Herbstsonne und ihrem Licht ergriffen wie die See, der Fels, und das sanfte Lila der Bouginvilla: das Schicksal, reich und voller Süsse zu sein und daher der Gier der Macht ausgesetzt und stets den Herrscher wechseln zu müssen. Innerhalb von zweitausend Jahren war diese Stadt griechisch, karthagisch, römisch, byzantinisch, sarazenisch, normanisch, deutsch, französisch, und jedesmal wechselte sie ihr Bürgerrecht unter schwersten Opfern der Bürger an Blut und Freiheit. Freilich: es ist das Schicksal, das in grösserem Mass Syrakus und Palermo und die ganze Insel erfüllen musste: reich und voller Süsse zu sein, hart umkämpft und hart verteidigt zu werden, von den ersten Dichtern der Jahrtausende seit Pindar und Aeschylos besungen, von den grössten Künstlern geschmückt zu sein und in jedem Jahr-

hundert zweimal ausgeplündert und gebrandschatzt zu werden. Es gab an wirklichen Herrschern in Sizilien seit Dionysios I., an den eine der bewundernswürdigsten Festungen aller Zeiten, die Festung von Syrakus erinnert, und seit dem unglücklichen Freund Platons, Hieron, bis auf Roger II. und den Hohenstaufen Friedrich II., den Gründer der ersten absoluten Monarchie des Abendlandes, also innerhalb von eineinhalb Jahrtausenden keinen ganz grossen Aufbauer und Bewahrer der Insel. Die andern alle raubten und brandschatzten dieses gelobte Land und brachten es fertig, die reichste Insel des Mittelmeerraumes auf halb und zum Teil völlig koloniale Verhältnisse herunterzuwirtschaften.

Schicksal Siziliens? «Der Schlüssel zu allem» zu sein, wie sich Goethe ausdrückte. Um welchen Preis? Bei dieser Frage fallen mir die Worte ein, mit denen Ferdinand Gregorovius 1855 Syrakus schilderte: «Landwärts schliessen sich die tief dunklen Berge von Hybla in den mächtigsten Raum, und ihr zu Füssen wallt das jonische Meer, einst wimmelnd von zahllosen Flotten und Zeuge von Seeschlachten, wie sie grossartiger kaum Englands Geschichte aufzuweisen hat. Der graue silberne Ölbaum der Minerva, über die braune Steinflur spärlich zerstreut, betrauert allein die klassische Wüste. Soweit das Auge reicht, ist sie durchwühlt, durchfurcht von grabspurigen Jahrhunderten und vom Geleise ungezählter Weiten. Einem ungeheuren Schlachtfeld der Geschichte gleicht sie.» – Wann und wo trifft das Schicksal Siziliens das Europas, dieses unvergleichlich grösseren Schlüssels zu allem?

Taormina, 8. Oktober.

Italien hat in den letzten zwei Jahren seine Politik kühn gewendet: weg vom Donauraum und dem Balkan, hin nach Afrika. Das ganz machtpolitische, das heisst militärische Schwergewicht ist auf Sizilien, die kriegerischste aller Inseln, verlegt. Von hier aus wird der Kampf um das Imperium über das Mittelmeer geführt werden. Ein Jahrhundertgeschehen, denn diesmal entscheidet er zugleich die endgültige Herrschaft über Afrika.

Taormina, 9. Oktober.

Ich sass wieder in meiner Seherecke in San Domenico. Aber dann richtete sich das Auge auf etwas Festes und entriess das Denken der Innenschau. Ein Mädchen hatte sich in wenig Meter Entfernung zur stillen Terrasse hingefunden.

Ein festes, kluges und doch mädchenhaftes Gesicht prüft die Gegend ab. Die Gestalt bewegt sich und lässt ihr wohl-

gegliedertes Gefüge erkennen. Es liegt ein nicht gewöhnlicher Reiz in den etwas herben Gebärden, die Umsicht und Wohlerzogenheit vermuten lassen und so natürlich und selbstsicher erklingen und ausklingen. Ein vortreffliches Mädchen. Das morgendliche Frühherbstlicht zweifelt nicht daran, dass sie reif ist, dem Mann zu folgen. Sie weiss es. Aber sie ahnt auch, dass in überreifen Gesellschaften Mädchen ihrer Art immer weniger ihren Partner finden. Denn es gehört zur Diät arbeitender Männer, starke Frauencharaktere abzulehnen, und es gehört zur Kultur müde des Mannes, die Tiefen der Frau zu scheuen, ehe er sie erfahren hat.

Taormina, 11. Oktober 1938.

Im Blick auf die herrlich einfache Linie des Ätna erinnere ich mich einer Zeichnung, in der Schinkel im Jahre 1810 die Besteigung dieses Vulkans darstellt. Wuchtig wallende Mäntel der kühnen Wanderer verkünden Sturm und Kälte, und doch deutet sich in den Gebärden die einzige Entdeckerfreude an. Die aufgehende Sonne aber ist stark genug, das dichte Gewölk freundlich zu zerreißen. Es ist eine Zeichnung, die mit den schlichtesten Mitteln entworfen ist und doch eine grosse Hand verrät; merkwürdig durch

die Tiefe der Raumvorstellung und durch die Mischung des wilden Gewölks mit der klaren Kraft der Sonne. Ein Bild des Rokokopathos, wie es reizvoller nicht zu denken ist und das klassisch die geschlossene Stilwelt eines starken Empfindens und Könnens wiedergibt.

Ich denke darüber nach, ob denn noch kein Kunsthistoriker auf die Idee gekommen ist, die Insel und die Grundformen ihres Erfassens nur durch die Skizzen grosser Künstler und ihrer Stile darzustellen. Mir fällt keiner ein.

Am Stromboli, 12. Oktober 1938.

Es ist sternklare, mondlose Nacht. Die Konturen des Berges heben ihre tiefen Dunkelheiten gegen die milderen Schatten des Firmaments. Ein zerrissener Kraterrand erscheint bald heller, bald düsterrot in der Feuerarbeit des Vulkans. Plötzlich flammt der Gipfel grell auf in einem Glutwurf, dessen feste Bestandteile wie brennende Kugeln die Pyramide des Berges hinuntergleiten. Dann drängt die Dunkelheit der Stunde nach. In merkwürdig regelmässigen Abständen wiederholt sich dieses Schauspiel. Es ist, als ob der Berg in fürchterlich-schöner Weise atme.

Das Schiff zieht seine Bahn durch die ruhige Fläche des Meeres und fast unvorstellbar ist es, dass lange vor diesem

Frieden und der Fruchtbarkeit der kleinen Insel Katastrophen des Feuers gewütet haben, ja dass es ohne sie weder Frieden noch Fruchtbarkeit gäbe. Nur die alten Denker haben die Kraft des Feuers in seiner Zerstörung und endlichen Schöpfung geahnt und zur schöpferischen Ursache des Daseins erhoben: Heraklit und die Stoiker. Ein grosses Denken, denn ihnen war ein fast Undenkbares vor 2'500 Jahren gegenwärtig.

Vergessen wir Einsichtigen von heute nicht zu oft, dass wir auf einer Feuerkugel leben?, dass unsere Lebensverhältnisse unbedingt vulkanisch sind? Die der Menschheit zu Erde und Gestirnen, des Menschen zum Menschen, des Menschen gegen sich selbst?

Der Stromboli entgleitet allmählich meiner Sicht, und ich denke an seine Brüder auf Island und Spitzbergen, auf Thera, Pantelleria und Sizilien und lache über den Einfall, dass nicht einmal einem Barockmaler eingefallen ist, eine Europa, die von vulkanischen Dämonen bewacht und belauert wird, hinzuzaubern.

Neapel, 14. Oktober 1938.

Es ist überraschend, wie europäisch Neapel für den Betrachter ist, der sich der Stadt von Afrika naht. Das östliche an ihr, das man sonst so lebhaft zu empfinden gewohnt ist,

verblasst. Sie wird licht und klar, – Parthenopel

Für die Römer war sie die Stadt, in der sich Griechenland in seiner Fülle darstellte. Hier herrschten Apollon und Demeter und fanden die dunklen Kulte Kleinasiens und Ägyptens wenig Eingang. Hier waltete einst die Stille, die Freude am Gymnasion und die Verachtung der Arena. Bewundernd nannten sie die Römer *Graeca urbs*: sie war wirklich geistige Hauptstadt griechischer Prägung.

Die Dichter liebten sie, je mehr ihr Auge sich für die Schönheiten der Landschaft öffnete. Sie erfassten nicht nur die Stadt, sondern auch die Landschaft des einzigen Dreiecks Pompeji, Puteoli, Capua. Wer sich in diesem Dreieck bewegt, ist ergriffen von der emsigen Fruchtbarkeit des Landes und der abgründigen Gnade dieser gesegneten Erde. Es ist die letzte noch europäische Landschaft des Südens, wie Malta die letzte Stadt ist.

Die überlegenen Kenner der Landschaft, Vergil, Horaz und Augustus, haben sie mit ihresgleichen gemessen und als ihre Landschaft empfunden, aufgesucht und verherrlicht. Hier haben sich mit Vorliebe die Lebenskünstler, die der Weisheit Epikurs folgten, niedergelassen, wovon die gleichen Augusteer und die verstümmelte Bibliothek des Philodem in Herkulaneum Zeugnis geben. Neapel und sein Umland hätte als die Augusteische Gegend schlechthin ins Gedächtnis eingehen müssen. Warum es nicht geschah?

Herkulaneum, 15. Oktober 1938.

«Die Hälfte ist mehr als das Ganze; das gilt auch von der Wegstrecke Neapel–Pompeji, und daher wollen wir in Herkulaneum bleiben», sagte sie scherzend zu unsern Begleitern. So weilten wir um einiges länger in dem wohlvertrauten Städtchen. Es ist bedeutend, mit welcher Feinheit und Ausdauer die italienischen Archäologen hier gegraben haben und den Wandel der archäologischen Technik nun für alle Augen sichtbar festhalten.

Wie der Römer von Geschmack, Bildung und Besitz wirklich gewohnt hat, zeigen hier die reich- und schöngebauten Häuser mit der Meerfront, voran die casa dei Cervi, besser als selbst die berühmtesten pompejianischen Villen, deren Verhältnisse durch eine leidige Raumnot oft genug gedrückt und entstellt werden. Eleganz, weltmännischer Tastsinn und die feine Bereitschaft zu Scherzen und Spielen, wie sie römische Humanisten auszeichneten – und welcher grosse Römer seit den Scipionen war nicht Humanist? – sind in diesen Häusern spürbar. Hier spielen die Amoretten nicht weniger locker als in Pompeji. Aber hier wird auch der Tod zur Grazie gezwungen: so wenigstens wird der Hirsch in der casa dei Cervi von den wendigen Hunden gerissen. Und wie gross ist der nervöse unbekannte Künstler,

der im Haus mit dem Orestesrelief die von fraulicher Hand gebändigte Kraft der vier Hengste aus dem Stein hob.

Noch ruht in jenem Herkulaneum, das noch nicht ausgegraben ist, die Hoffnung, es möchte der Nachwelt das grösste vorvergilische Nationalwerk der Römer, des Ennius Annalen, wiedergegeben werden oder die schönste Komödie jenes Caecilius Statius, der in den Ring der säkularen Lustspieldichter gehört.

Rom, 16. Oktober 1938.

Rom hat auf eine ungewöhnliche Art die zweitausendste Wiederkehr des Geburtstages des Augustus gefeiert: Man hat vor einem Jahr die *mostra Augustea della Romanità* geschaffen. Wieder bringe ich wie letzten Herbst die besten Stunden in dieser Ausstellung zu, so unmittelbar und stark wirkt sie. Die Romanitas erscheint hier in ihrer gewaltigen Vielfalt: als wirkliches Leben, als geschichtsbildende Gewalt, als tätiger Geist, der gierig bald und bald ablehnend aufnimmt, umgestaltet, neuschafft, was reichere Nationen an Hilfs- und Schönheitsmitteln des Lebens erdacht und gebildet haben.

Es ist etwas Grosses, durch die Wucht antiker Denkmäler auch einfachsten Gemütern klarzumachen, dass es einmal

ein Reich gab, das die bedeutenden Völkerschaften der Erde in sich schloss und dessen Zentrum das Mittelmeer war: das einzige abendländische Weltreich mit einem Herrscher, einer Währung und einem Militär, ich meine das Imperium Romanum, und dass in ihm das geistige Reich der griechisch-römischen Kultur herrschte, ohne deren Werke Europa nie die Herrscherin der Welt geworden wäre. Cäsar, der Gründer dieses Reiches, und sein Adoptivsohn Augustus, der erste Herrscher, stehen in der Mitte dieses mächtigen und hier dem Auge vermittelten Geschichtskreises.

Rom, 17. Oktober.

Noch immer stellt das römische Geschehen der Jahre 61 v. Chr. bis 81 n. Chr. die gedrängteste europäische Geschichte dar. Denn alle Formen des politischen Verhaltens, die Umwandlung eines gewachsenen Stadtstaates in einen grossräumigen Reichsstaat, die Entstehung der Stände und Klassen, der Berufe und Innungen, der vielen sichtbaren Ehren und Titulaturen, die die Gesellschaft ordnen und reizen, und ohne die grosse Staaten nie leben können: kurz Gründung und Aufbau eines Reichs, von dem die europäischen Staaten Diadochenreiche sind, und von dessen Geist die

heutigen Gemeinschaften immer noch erfüllt sind: dies alles ist in diesem Jahrhundert erkennbar, sichtbar, wägbare, und man erschauert freudig vor so viel römischer Überlieferung in uns.

Rom, 18. Oktober.

Die Paläste der römischen Renaissancefürsten? Sie sind aus antiken Denkmälern zusammengeraubt und aus deren Steinen aufgerichtet. Die Vatikanischen Sammlungen? Sie sind dem Schutt der Stadt und Italiens entrissen oder wurden geschenkt und durch die vielen stillen Mittel bedeutender Macht zugewiesen. Die Häuser der Stadt? Sie sind auf zwei bis zwanzig Meter hohen Schuttmassen alter Besitze aufgeführt.

Nirgends wie in der Ewigen Stadt gilt Senecas Wort, dass alles dem Wechsel des Orts, der *commutatio loci*, unterliegt.

Stresa, 20. Oktober.

Seit Bergamo läuft der Wagen immer eiliger durch die lombardische Ebene wie ein Pferd, das nach dem Stalle

drängt. Die Höhenzüge des Alpensüdfusses sind leicht verschneit.

Sie hat das Radio eingeschaltet, und wir hören Glucks Orpheus. Die Überredungsgewalt der Chöre des zweiten Aktes ist hier merkwürdig erregend. Und dann plötzlich in der Unterwelt die Musik mit den süssesten Weihnachtsmotiven !

Sehnsucht und edelstes menschliches Fühlen sind vollkommen Ton geworden, und dies in der Unterwelt. Welches Geschlecht braucht so viel von diesen Gütern wie wir Unterweltler von heute? Der süsse Wirrwarr der deutschen Melodie und des griechischen Mythos und Denkens ist ergreifend, umso mehr als Gewalten gleichen Ranges miteinander kämpfen. Denn die deutsche Melodie hat die Gewalt der edelsten griechischen Gebärde, und zwar so vollkommen, dass sich hier die anderen Seelenlagen der Menschheit aufheben.

Mit hundert Kilometer Geschwindigkeit fliege ich dahin und staune, wie die Fülle der Gegend und die im klaren Licht leuchtenden Alpen mit der Unterweltsmusik zusammenklingen, und wie in dieser herrlichen Tiefwelt neben Orpheus der erste Herr der Poebene, Cäsar, und die wahrhaft grossen Geleiter und Kunder des Apollo schemenhaft erscheinen: als würde ein neuer Odysseus Tote beschwören. Sphären der Landschaft, des Tons und der Geschichte, die freundliche Gegenwart des so Verschiedenen und dennoch zum gemeinsamen Dasein Verpflichteten, der Ruf der hohen Gewalten verwirren mich.

Sind wir nicht Römer? Denn wir mischen die höchsten Kulturelemente wissend und willentlich wie sie.

Am Ende dieser Reise ist mir plötzlich klar, dass unser Jahrhundert neben dem einfachen Tatmenschen, welcher der Notwendigkeit gehorcht, einen Künstler hervorbringen müsste: den Typus des vollendeten Erfassers des Lebens, den Lebensweisen, der die Erfahrungen des zehntausendjährigen Menschengeschehens mit der Tat und der grausamen Schönheit des Daseins als kühner Odysseus vereinigt.

Waldried, 5. November 1938.

Ich werde in der Beurteilung sprechender und schreibender Menschen immer römischer. Die Substanz und die Erfahrung dessen, der spricht, machen ein Wort bedeutend. Denn diese beiden Kräfte zwingen zum Einmaligen und Eigenartigen der Rede. Und eben das ist das Römische, was ich meine.

Was Cäsar der Welteroberer sagt, ist bedeutend, weil er die Tatsachen aus dem Räderwerk seiner un»< heimlichen Erfahrungen ordnet. Der Kampf Sallusts gegen Luxus, Habsucht und Neid ist gross, weil er eine Binsenwahrheit durch seine Einsicht als tätiger Mensch zum Ardhimedespunkt der Weltbetrachtung erhebt. Die Entdeckung der Weisheit Epikurs durch Lukrez und die früh»augusteische Elite ist wir-

kungsreich, weil sie ohne die herbe Erfahrung der menschlichen Ängste und der Katastrophen entarteter Macht unmöglich gewesen wäre. Die Stoa Senecas ist säkular, weil sie das lebendige Gemälde ist für den Wettlauf einer zartgliedrigen Seele, voll täglicher Wünsche, Machtgelüste und Erfahrungen mit den systematisierten Gedanken des denkfreudigen Griechentums.

Die Griechen, diese Virtuosen im Luxus des Denkens, kannten Dutzende von brauchbaren logischen Kurzschlüssen; sie nannten sie Enthymeme. Aber die Römer haben mit ihrem unbeirrbarsten Blick für die reale Welt alles auf Erfahrung und Persönlichkeit aufgebaut, nicht auf dem Reichtum und der Wendigkeit des logischen Denkens. Sie haben so mit dem, was sie *auctoritas*, auf Persönlichkeit ruhende Geltung nannten, die Welt erobert. Die Enthymemiker und die *Auctoritas*-Leute sind das grosse Kämpferpaar, das massgebend am Aufbau eines jeden Staates beschäftigt ist, weshalb die Historiker sich mit diesen beiden Gattungen mehr beschäftigen sollten als mit den Brotessern und den Breiesern, in welche die Menschheit berühmterweise sich aufteilt.

Wie wäre es, wenn die nichtrömischen Sprecher und Schriftsteller für ein halbes Jahrhundert schwiegen? Was geschehen würde? Man würde wieder die Römer unter den Europäern lesen, Montaigne, Montesquieu und Jeremias Gotthelf. Eines würde dann allerdings etwas fern sein: das Spiel mit den Formen, mit der Kunst, mit den Gedanken, mit den Zartheiten des Lebens. Jenes Spiel, das wie eine

Flur der Seligen zwischen der Öde des Nichtmenschlichen und den Schrecken der Notwendigkeit und der Leidenschaft sich weitet.

Waldried, 7. November.

Es ist die Ziellosigkeit, die endgültig alle Menschen ruiniert. Der Mensch erreicht mit mittelmässigen Kräften merkwürdig hohe, äussere Ziele, wenn er sie mit Ausdauer und einer elementaren Taktik angeht. Sie sind seit Tausenden von Jahren verhältnismässig einfach: Familie, Reichtum, Führung einer Innung, einer Gemeinschaft, eines Staates. Das Ziel, einen Berufstypus, den Soldaten, Beamten, Wirtschaftler oder Wissenschaftler darzustellen, war seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. genau im Bewusstsein der Griechen, denn sie haben die Menschen drei wesentlichen Daseinsformen zugeordnet, nämlich der geldverdienenden, der Lebensform im Staate und der *vita contemplativa*. Es waren zugleich erste Versuche, die Ideale von Menschentypen darzustellen. Europa hat im Lauf von drei Jahrtausenden deren vier hervorgebracht: den Weisen, den Helden, den Heiligen und den Gentleman. Man darf sagen, dass diese Lebensziele der Inhalt aller höheren europäischen Regungen gewesen sind, und dass durch sie vornehmlich die Geschlechter erzogen und geformt wurden und jene inneren

Ziele: die Weisheit, die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit, die Harmonie der Seele überhaupt zur Geltung gelangten und in Geltung geblieben sind.

Aus diesen Andeutungen wird klar, dass die Lebensziele der Menschen gestuft sind, wie die Substanzen ihres Charakters. Sie haben überdies eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den chemischen Elementen. Zwar sind sie weniger zufallreich als diese, aber durch ihre Mischung wird eine unheimliche Vielfältigkeit in die Welt gesetzt. Hierbei sind die Menschen, deren Lebensziele die «Weisheit¹⁴ oder die «Harmonie aller Anlagen» sind, im geistigen und seelischen Bereich genau den gleichen ungeheuerlichen Risiken ausgesetzt wie die wirklichen Gold- und Edelsteinsucher in Afrika und Brasilien. Mit andern Worten: je höher, je menschlicher das Lebensziel, umso gefährlicher ist es, umso unsicherer und schwerer erreichbar, da es die strapazenreiche Suche nach dem Sinn des Lebens, aber auch die Lebenssicherheit der Seele vorbedingt.

Die Religionen haben ihre Lebensziele in ihrem Gott und in der von ihm bestimmten Ordnung. Diese Haltung ist in der Wirkung auf jedes Volk bis heute gigantisch und unabsehbar. Denn dadurch sind für den gläubigen Menschen alle Schwierigkeiten und Gefahren des Daseins zweitrangig. Sie spielen sich ja innerhalb der Welt eines klaren Lebenszieles und Lebenssinnes ab; immer, insofern er an seinem Gott nie zweifelt.

Aristoteles erkannte als Sinn des Daseins die Ausgestaltung des allem Sein eingeborenen Zieles. Daher ist dem

Menschen Tätigsein in vornehmem Mass eigen. Es war der tiefste Gedanke der Antike, und Goethe hat ihn eigenmächtig zu dem seinen gemacht und über antike Masse geweitet. Er sollte stets zum eindringenden Nachdenken zwingen. Denn er fordert nicht nur die schönste Tätigkeit des Menschen, sondern zugleich den ständigen Vergleich mit Pflanze und Tier und ihren Sinn-Gesetzen. Dieser Gedanke ist die letzte Vertiefung jenes platonischen Denkens, in dem der Eros das Schöne und Gute in immer reicherem und reinerem Mass schaut und so der Mensch sich selbst erfüllt. In der aristotelischen Entelechie ist der Eros des Symposion gleichsam freiwillig auf die Erde zurückgekehrt.

Epikur hat diesen tiefsten europäischen Gedanken stolz verneint. Von dieser Verneinung aus legte sich jene Melancholie, der alles physische und nur diesseitige Denken verfällt, über seine Lehre. Gegen sie kannte der herrliche Selt-same nur ein Heilmittel, eine andere tiefe Erkenntnis: nämlich die, dass die Hälfte auch des stolzesten Individuums Gemeinschaft sei. Da schrieb er den siebenundzwanzigsten Kernsatz: «Von allem, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens in Bereitschaft hält, ist stets das Wichtigste der Besitz der Freundschaft.»

Am Murtensee, 9. November.

Der Park mit dem braunen Teppich raschelnder Blätter und dem letzten todesmutigen Laubgrün und jener abschiedsschwere Blick, den sie in ihre Liebesgebärden hüllte, wie die Fromme den Talisman im Kleide birgt: sie beugen das Gedächtnis zu jener Stunde zurück, wo sich im Sterben der Natur und in der Vernichtung einer tiefsten Gegenwart die Seele übermenschliche Kraft ansammelte, als wäre ihr denklos gegenwärtig, dass der Tod allein neues Leben ermöglicht und die Grösse eines Menschenlebens sich nach der Tiefe seiner Abschiede richtet.

10. November.

Was grosse Abschiede sind? – Sterne erloschener Gegenwarten, die ein ganzes Menschenleben hindurch leuchten.

11. November.

Die wichtigsten Probleme, die den entwickelten Menschen bis ins Innerste erschüttern und in Frage stellen, kom-

men vom Ruf und Anruf anderer Menschen, nicht der Natur. Diese hat durch Jahrzehntausende durch Schrecken und Schönheit den Menschen zum Denken gezwungen, aber vor letzte Fragen zwingt sie nur noch den glücklichen Wissenschaftler und den, der durch das Reich der Resignation gegangen ist – den Weisen. Der Einzelne ist durch Anruf und Antwort liebender und hassender Menschen geordnet und bestimmt wie der Punkt im magnetischen Feld.

12. November.

Ein Gedanke Senecas lockt mich mit seiner wehen Schönheit: dass die Erinnerung an die tragenden Augenblicke der Vergangenheit das tiefste Leben sei; denn sie stelle ohne die Unvollendung des Wirklichen und abgelöst von Nebendingen das reine Wesen des Augenblicks dar.

Warum dieses Denken so bedeutend ist? Weil es weiss, dass man nicht zum zweiten Male in den gleichen Fluss steigt; weil es die Wirkungsgewalt der Minuten kennt; weil es um unausweichbare Verzichte weiss und ihnen kämpferisch den Sinn des reinen Augenblicks entgegenstellt. Solches Erinnerungsdenken ist eine der schönsten Formen schöpferischer Resignation.

Und ein Weiteres beschäftigt mich: kamen jene Augenblicke, die ganze Menschenleben ordnen und bestimmen und Jahrzehnte aufrichten können, nicht in glücklichster Gemeinschaft oder in der Freude reinen Denkens oder vor dem Kunstwerk, das immer ein Liebesunterpfand der Schöpferkraft an die Gemeinschaft ist?

In diesen drei Reichen sind also die glücklichsten und sinnerfüllten Formen menschlichen Daseins bewahrt und pflanzen sich in der Erinnerung fort wie in einer Welt magischer Wellen.

13. November.

Noch folgt das beste europäische Denken über den Menschen und seinen Sinn der Trias Platon, Aristoteles, Epikur. Zu ihnen verhält sich Goethe wie eine Natur, die durch die glücklichste Ansicht menschlichen Tuns und durch die unbeirrbar Vermittlung fremder Erfahrung das Rechte trifft und vollendet ist; im Vergleich zu ihnen wirkt Nietzsche, wie die Phantasie des Malers Klinger sich gegen die Gemälde Dürers abhebt; und der letzte Aristoteliker, Wilhelm Dilthey, wie der verantwortungsvolle Leiter der riesigen Bibliothek, die jene zur Ergründung der menschlichen Seele geschaffen haben, und die von jeder Generation der letzten sechs Jahrhunderte bereichert worden ist.

Und doch erfüllt mich eine auffällige Erscheinung mit grosser Sorge, ich meine diese: während die Kenntnis der Kohlenstoff Verbindungen innerhalb eines Jahrhunderts von 300 auf 300'000 gestiegen ist, wurde die Kenntnis des kunstreichen Gebildes Mensch, das diesen mit dem naturwissenschaftlichen, mathematischen, technischen, soziologischen Bereich verbindet, nicht entfernt ähnlich vertieft, ja zum Teil auf das Seltsamste verschüttet. Die Anstrengungen Alfred Webers und Sombarts, aristotelische Gedanken über das Ich und die menschliche Gemeinschaft dem Gedächtnis zu erhalten, sind ergreifend und bezeichnend.

Und daher verstehe ich die wichtige Frage und stelle sie mir oft: wo sind denn eigentlich die Wege des neuen Denkens über den Menschen und seinen Sinn? Diese neuen Erkenntnisse sind unmöglich ohne das Wissen der genauesten Bedingungen und Beziehungen des Lebens, also ohne die Einsicht in das noch so ungeklärte Spiel der Gemeinschaften, aber auch – der Drüsen und in das noch ungeklärtere der parapsychologischen Kräfte des Hellsehens und der Prophetie. Sicher werden die Kenner der naturwissenschaftlichen Welt auch in Zukunft nichts über den Menschen aussagen, denn sie berühren das Geheimnis der Seele nicht. Aber sie können und werden es verhüten, dass unglückliche Psychologen über Formen der Schwermut spekulieren, die sich mit Vitamin B oder C heilen lassen; dass sie also einen ursprünglich seelischen Tatsachenverhalt zugrunde legen, der doch nur zufällig ist.

Das Wichtige für die Zukunft ist dies: nur Denker, die

die submikroskopische Welt genau wie die astronomische und die geschichtliche durchdacht haben, werden die tausendfach gedachten Gedanken über den Menschen nicht allein nachdenken, sondern auch weiter denken; sie allein werden, wenn nach einer fürchterlichen Dürre das spekulative Denken um den Menschen wieder einsetzt, etwas der grossen europäischen Ahnenreihe Würdiges erspekulieren.

Die ersten Ansätze dieser Art sehe ich im Lebenswerk C. G. Jungs und in Leopold Zieglers «Überlieferung».

Waldried, 15. November.

Eines der eigenartigsten Verhältnisse im europäischen Kulturraum ist das der Lebenskunst zur Philosophie. Der Ausgangspunkt aller antiken Philosophie war lebenskünstlerisch, nämlich die Frage: «Wie wird das Individuum glücklich?» Die heroischen Hohlköpfe, die diese Frage klein oder nebensächlich finden, haben freilich selbst in den wachsten Augenblicken keine Ahnung davon, dass auch Aristoteles und Pascal, nicht nur Plato und die Stoa immer wieder zu dieser Kernfrage zurückgekehrt sind. Die europäischen Denker haben sie seit Augustinus in der Wucht ihres bezogenen christlichen Denkens mit philosophischen

Mitteln religiös beantwortet. Und so gediehen die mittelalterlichen Lebenskünstler, wie Franziskus, allein auf religiösem Grunde. Nur langsam tasteten sich die Humanisten des 16. Jahrhunderts unter Führung Montaignes zu einer nichtchristlichen Lösung der antiken Frage zurück und verwandelten sich wieder in Lebenskünstler, reich gefördert aber auch geführt durch die Forderungen der reinen Philosophie wie durch die der Kirchen; man spürt die seelischen Erregungen und Kämpfe in den Worten des heiligen Franz von Sales wie in den nervösen Sätzen Descartes! Diese lebenskünstlerische Revolution kam erst mit dem Tode Goethes zum Stillstand, und es wäre Glück und Notwendigkeit, wenn sie gross und neu wieder einsetzen würde.

Wir sollten uns zu diesem Zweck die Reihe der abendländischen Lebenskünstler vergegenwärtigen; es sind dies Demokrit, Aristoteles, Epikur, Horaz, Leonardo da Vinci, Raffael, Montaigne, La Rochefoucauld, Goethe, Stendhal. Unter ihnen sind Denker der bedeutendsten Ausmasse, aber keine Machtmenschen.

Von ihnen hebt sich ab die Reihe der Philosophen: Heraklit, Platon, Thomas, Kepler, Descartes, Kant, Nietzsche, sowohl durch die Leidenschaft und das Leiden des Denkens wie durch den Willen zu wirken. Und ihr wiederum tritt die Reihe der Machtmenschen: Alexander, Cäsar, Napoleon gegenüber.

Liegt nicht Glück und Wohlergehen, ja vielleicht die eigentliche menschliche Gestaltung bei der ersten Reihe? Sind ihre Glieder nicht die Gründer jener Menschengat-

tung, deren oberstes Ziel die Lebenskunst und der Mensch als Kunstwerk ist? Gewiss haben sie ihre höchste Wirkung nur erreicht im Kampf mit jenen anderen Reihen und wären ohne deren Führung und Bereicherung undenkbar. Aber sie haben im Gegensatz zur chinesischen oder indischen Kultur die Kunst zu leben mit der Wissenschaft, den Erfindungen, ja der Technik untrennbar vereint und so die nur-europäische Form gefunden.

Dieser Tatsache kann sich der Humanismus, der einzige Erbe der genannten drei Reihen und zugleich bedeutendste Former europäischer Lebenskunst nicht bewusst genug sein.

Waldried, 16. November.

Was ist Lebenskunst, ohne dass Eros im Leben waltet? – eine Farce. Daher muss ein wahrhafter Humanist auch ein Weiser der Liebe sein, – wenn es in der Liebe Weise gibt. Hütet euch vor Humanisten, die nicht lieben können; sie sind schlimmer als Philosophen, die nicht denken können.

18. November.

Der Mensch ohne Anstrengung und Leidenschaft verneint einen wesentlichen Teil seines menschlichen Daseins:

er verneint die Not und den Kampf, der sie besiegt, und träumt den Traum vom Menschen, der als Hans im Glück geboren ist. Aber das Tierhafte der menschlichen Natur vergessen oder übersehen ist immer noch teuer zu stehen gekommen. Zwar hat der Mensch wunderbare Spielregeln gegen seine Animalität und den Kampf gefunden: die Gerechtigkeit und einige andere Tugenden. Indessen schon das tägliche Abtasten, ob die vielen Partner auch die Spielregeln einhalten, ist Kampf, um von der Wahrung der einem jeden Menschen eigenen Machtsphäre und von der Nahrungssuche zu schweigen. *Vivere est militare*. An dieser Tatsache findet jede auf dem Lächeln aufgebaute Lebenskunst ihre Grenze, die des Konfuzius, wie die der europäischen Einsiedler, Lin Yutang wie die der falschen Horaze. Das Herz ihrer Seele ist verfettet.

Waldried, 20. November.

«Wie der Zustand eines dankbaren Herzens an und für sich erstrebenswert ist, so muss man den Undank um seiner selbst willen fliehen. Entzweit und zerstört doch nichts so sehr die Eintracht des Menschengeschlechts wie dieses Laster. Wodurch sonst sind wir gesichert, als dass wir uns durch gegenseitige Leistungen helfen. Durch sie allein ist das Leben gefügt und gegen plötzliche Einfälle gefestigt:

durch den lebendigen Austausch von Wohltaten. – Gott gab dem Menschen zwei Dinge, die ihn trotz seiner Anfälligkeit zum stärksten Wesen machen sollten: das Denken und die Gemeinschaft. Und so ist er, der kaum gewachsen wäre, wenn er getrennt würde, Herr der Natur. Die Gemeinschaft gab ihm die Herrschaft über alle Lebewesen. Die Gemeinschaft eröffnete ihm, der für die Erde geboren war, die Herrschaft über einen fremden Naturbereich und liess ihn auch auf dem Meer Herrscher sein. Sie hemmt den Ansturm der Krankheiten, sie sah Hilfsmittel für das Alter vor, sie gab Trost gegen die Schmerzen. Sie macht uns stark; denn durch sie können wir gegen das Schicksal ankämpfen. Man zerstöre die Gemeinschaft, und man wird die Einheit des Menschengeschlechts, von der das Leben getragen wird, zerreißen. Die Gemeinschaft aber wird aufgehoben, wenn man es fertigbringt, dass der Undank nicht an sich gemieden wird.»

Diese höchst merkwürdigen Worte hat Neros Minister Seneca geschrieben. Nach ihm müsste die Dankbarkeit die menschlichen Gemeinschaften, also auch den Staat, schlechthin ordnen. Dankbarkeit als oberstes Ordnungsprinzip ! Ist damit nicht das zarteste Imponderabile in der menschlichen Gemeinschaft betont und in sie philosophisch eingeführt? Jenes, das wir sonst dem reifen Christentum zusprechen, und das als blosser Übung unmöglich erscheint, wenn es nicht auf das Engste mit Gott und Jenseits verbunden ist.

In Senecas Worten zeigt sich das tiefste Gefühl für den «andern» und die Naturnotwendigkeit dieses Gefühls. Ob

die Krankenkasse dieses Verhältnis besser löst; ob die jetzt in allen Ländern übliche Umleitung der Steuergelder eine Dauerlösung dafür ist? Haben sie nicht die Neigung, Hilfen zu sein ohne Gemütseinsatz der Partner? Organisation ohne Seele.

Organisation ohne Seele ist genauso schlimm wie ein glänzend ausgerüsteter Soldat ohne Mut.

22. November 1938.

Ich lese die tröstliche Geschichte von Konfuzius, der sich lange Jahre darauf freute, den Weisen Wen Bo Suo kennenzulernen. Und als er ihn endlich sah, sprachen sie während des Zusammenseins kein Wort miteinander. Auf die verwunderte Frage eines Schülers, weshalb er denn mit Wen Bo Suo, auf den er sich so lange gefreut hatte, kein Wort gesprochen hätte, meinte Konfuzius: «In den Augen dieses Mannes leuchtet mir der Sinn des Lebens entgegen. Es war ganz überflüssig, auch seine Stimme zu hören.»

Warum in den Augen einer bedeutenden Frau – sie liebt dann freilich immer – der Sinn des Lebens eher zu finden ist als selbst in den Augen und in den Worten eines bedeutenden Mannes? Sie verkörpert damit ohne letztes Bewusstsein ihre Entelechie, ihr Wachstumsgesetz. Es ist eine Wirkung, wie sie sonst nur noch vom grossen Kunstwerk ausgeht.

23. November.

Das Kunstwerk hat die Kraft, Sinn, Schönheit und Leiden des Daseins jahrhundertlang auszustrahlen. Der Mensch hat nur dafür zu sorgen, dass seine Seele jederzeit im Wirkungsbereich der Strahlen steht, und dass sie nicht infolge schlechter Pflege das Sinnesorgan, die Strahlen aufzunehmen, verliert.

24. November.

Ausserhalb der Strahlen solcher Kunstwerke zu stehen, wie sie Platons Symposion und die Aurora Michelangelos und Beethovens Symphonien darstellen, ist für den Menschen ein ganz grosses Unglück.

25. November 1938.

Gegen die fluchwürdigste Krankheit der heutigen Menschen, gegen ihren Wirtschaftskomplex, möchte ich, und zwar allen denen, die denken und sich nicht zerreden wollen, ein bewundernswertes Heilmittel verschreiben: das fünfte Buch der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Es ist das Büchlein der ersten Theorie vom Gelde.

Warum diese Theorie so schön ist wie ein Kunstwerk? – Weil hier das Geld in das gewaltige Gefüge der menschlichen Gemeinschaft und der Gerechtigkeit eingebaut wird. Weil es als ein Teil des Wesens der Gemeinschaft erkannt und dargestellt wird. Weil hier das Geld wächst innerhalb der natürlichen Grenzen sittlichen Verhaltens, ohne das der Sinn des Menschen vernichtet ist.

Menziwilegg, 27. November 1938.

Noch bricht in der mittäglichen Sonne Herbstleuchten aus dem letzten Braun der Buchenblätter. In den Tälern strecken sich die Nebel wie riesige geduckte Hunde. Der Blick schweift in dieser Klarheit wägender von Höhe zu Höhe und misst vom Jura bis zum Finsterarhorn Glück und Schicksal kleinen Landes mit.

«Warum wird es mir in dieser Landschaft so leicht und fällt, was schwer war, wie ein böser Spuk? Warum wandeln sich hier die Massstäbe und Begriffe?» fragte sie in die Stille.

Und ich: «Warum es dir so leicht wird? Wohl weil du ein dankbares Herz hast und eben an die Millionen in Städten und Grossstädten denkst, die jetzt im Nebel sitzen. Und sind die Erreichen in London und New York von hier aus gesehen nicht arme Wichte? Vielleicht aber wird es dir

leicht, weil du der Sonne verwandt bist und in Nachfolge Platons das Sonnenwesen in dir spürst und dich mit seliger Gewissheit als Mittleres fühlst zwischen der Ordnung des Seins und jener des Werdens, zwischen den Ordnungen der Gestirne und jenen der Atome.»

«Warum sich die Massstäbe wandeln? Doch weil Dörfer und Städte in diesem Licht und in dieser Höhe Spielzeuge sind und vor einer halben Stunde unser Haus noch gross schien. Doch weil wir die Arbeit der Gestirne spüren und es gleichsam von den Sendern des Weltenraums abhören, dass die Existenz der grössten und kleinsten Ordnungen zum Sinn des Daseins gehört. Vielleicht hat in einem solchen Augenblick wie dem heutigen Aristoteles die unausschöpfbare Erkenntnis gewonnen und Thomas v. Aquin sie nachgedacht, dass es keine Ordnungen ohne Gerechtigkeit gibt. – Und endlich: wandeln sich die Begriffe nicht, wenn wir spüren, dass die Pflanze stärker ist als das Raubtier? Sie erhält sich und wächst, indem sie Zellen schönster Ordnung und vollen Lebens aus chemischen Elementen aufbaut; das Raubtier aber und alle Tierabkömmlinge erhalten sich nur durch Zerstörung anderer, also durch Mord.»

Und sie: «Können denn die Menschen nicht von ihrer Raubtiernatur zur Pflanzennatur hinüberwechseln.»

Ich: «Das können höchstens liebende Frauen. Vielleicht Franziskus von Assisi vermochte es noch und die kleine Schar derer, die ihm wirklich folgte.»

Sie: «So wäre also das Wirken jenes Franziskus eine Re-

volution der Pflanze Mensch gegen das Raubtier Mensch?»

Ich: «So erzählen es die Fioretti. Und hat er mit seiner Milde nicht die Kultur des Hochmittelalters begründet und jene Verinnerlichung gebracht, von der die Menschen der frühen Renaissance voll sind: Petrarca und hundertfünfzig Jahre später noch Botticelli, der Franziskus unter den Malern. Ihr Frauen solltet viel Sympathie für diese mächtige Revolution der Zartheit haben. – Wir Männer dürfen sie nur erkennen, vielleicht noch verstehen.»

Rigi, 1. Dezember.

Zwei Dinge muss man jetzt bewahren: das Bedürfnis nach innerer Vornehmheit und die Kraft, nach Jahrzehnten zu rechnen: jetzt, wo der Blick auf die nächste Minute beschränkt ist.

Diese Haltung ist übrigens vollendet europäisch. Denn kein Erdteil braucht zu seinem Leben die Aristokratie der Seele so unbedingt wie Europa, und die tiefsten Gedanken, die seit Heraklit bis Nietzsche hierüber ausgesprochen wurden, sollten dringend gesammelt werden. Denn der Hochwertige hat das Bewusstsein seines Wertes heute genau so nötig wie der Minderwertige das Bewusstsein seines geringen Wertes.

In Jahrzehnten zu rechnen ist ein Wesensbestandteil des herrschenden Menschen. Aristoteles hat es vorbildlich in Worte gefasst: «Wer dank seiner Einsicht vorausschauen kann, ist von Natur herrschend», und Paul Valéry hat es in seiner geschichtlichen Bedeutung erkannt, als er feststellte, dass «die geistige Tätigkeit des Voraussehens eine der wesentlichen Grundlagen der Kultur» sei.

Diese beiden Verhalten sind der gleich gross geartete Kontrast zu den Wirren und Verwirrungen der Menschen, wie es zum Londoner Nebel diese Dezembersonne und -klarheit ist, die den Herbst nicht vergessen und den Frühling ahnen lässt.

Paris, 3. Dezember 1938.

Auf der Fahrt nach Paris in Montaignes Essays gelesen. Ich bin neu erstaunt und ergriffen von diesem Evangelium des Individuums, das innerhalb der streng geschlossenen Gemeinschaft seine und nur seine Wesensart hat. Er ist Humanist im Offizierskleid.

Warum fällt mir plötzlich der Jungfrauenzug ein, den der Mosaikfries der Kirche St. Apollinaris in Ravenna bewahrt? Es ist scheinbar eine völlig uniforme Kaste, und doch deutet jede Gestalt in zarter Gebärde, in Haltung und Gewandung anmutig den einen und unteilbaren Menschen an: heiliges Individuum – bei allem Opferwillen an die Gemeinschaft.

Paris, 4. Dezember.

80 Prozent von Montaignes Denken ist Stoa und bewahrt so die Tradition des französischen Humanismus. Es ist ewig denkwürdig, dass 20 Prozent Beimischung aus guter Anlage die ungewöhnliche Persönlichkeit und den vollen Menschen aus ihm machte! Ob ihm das gegenwärtig war, als er in dem herrlichen Brief an den Comte de la Rochefoucauld gleichsam seine kürzeste Biographie schrieb? Da schrieb er, dass jeder Humanist mit einer freiheitlichen Gesinnung und aus gutem Stamm geboren sein müsse, und dass alles darauf angelegt sein müsse, aus ihm einen ganzen Menschen zu machen. Und als die hervorragenden Tugenden dieses ganzen und modernen Menschen nannte er Schönheit und Freiheit.

Paris, 5. Dezember.

Noch ist Paris mit den grossen Linien seiner Faubourgs und der Anlage seiner königlichen Plätze die Stadt, die die Manieren eines Weltreiches mit dem abgestimmten Gefühl für die lieben Nachbarn bewahrt. Hier findet sich glückliches Wachstum und bauliches Planen wie in keiner andern Stadt der Welt. Römischer Bauwille ist gleichsam humanistisch gezähmt und gebändigt. Die Kunst, die Stadt zu formen und zu bauen, erscheint hier wie bei dem Städte-

bauer Hippodamos und wie bei Vitruv als ein wesentliches Stück Leben.

Paris, 7. Dezember 1938.

Die meisten Völker kommen durch den Mangel zur Besinnung. Es ist das Unglück Frankreichs, dass es sich nicht an seinem Überfluss zu besinnen vermag. Der Wein und das Essen, in das die Franzosen die Verfeinerung des Daseins gelegt zu haben scheinen, zerstören die Nation in allen ihren Schichten. Sie vergessen, dass nur Zurückhaltung und scherzender Geist das üppige Essen im Bereich des Kultürlichen belässt. Mit dem Wein müssten die Worte de la Rochefoucaulds auf den Lippen sein.

Ich zweifle nicht, dass dieser ungewöhnliche Lebenskünstler – übrigens ein Humanist jener Prägung, wie ich sie mir vorstelle – heute sein Hauptaugenmerk auf die Diät seines Volkes richten würde. Er fände hierfür Worte von der gleichen Klarheit und Führung, wie er sie vor dreihundert Jahren für das gesellige Verhalten und die unvermeidlichen Heimtücken des menschlichen Herzens fand. Wahrscheinlich würde er den kleinen Entwurf so abfassen:

Diät und Prophylaxe sind die zwei Lebensmaximen, die dem Franzosen, diesem Führer der europäischen Nationen, in erträglichen Dosen beigebracht werden müssen, und

zwar jedem Einzelnen zu einer Zeit, wo keine harte Leber seinen Gang verwandelt, keine Schrumpfniere ihn pindarisch singen lässt, Wasser ist das Beste, oder sonstige Merkmale der Entartung ihn zur Tugend bekehren.

Diät heisst eigentlich «Lebensweise». Unsere Lehrmeister, die Griechen, bezeichneten mit diesem Ausdruck die Mitte zwischen Hunger und Ekel, zwischen Mangel und Überfluss. Es war für sie eine ähnlich hohe Gewalt der Mitte wie die Gerechtigkeit und wie der Eros. Wer sie besass, der war begnadet.

Das wäre an und für sich genug, dieser herrlichen Zwillingsschwester der Gesundheit zu huldigen – entgegen meinem früheren Verhalten. Nicht weniger als die Griechen und Franzosen haben mich nun die Engländer so weit gebracht. Bei meinem letzten Aufenthalt in England fiel mir mit Entsetzen auf, mit welcher Freude dieses Volk alles, was es in Konserven oder Tablettenform bekommen kann, verzehrt. Ich sage, es fiel mir mit Entsetzen auf, weil die feinen und glücklichen Forschungen über das, was unser Magen auswählen sollte, immerhin zeigen, dass die besten Früchte nicht früh genug vom Baum in den Magen gelangen können. Die Engländer nun lieben diese Unmittelbarkeit der Nahrungsmittel nicht, vielmehr essen sie Früchte, Gemüse und Fleisch am liebsten, wenn es durch viele Zwischenstadien der Verarbeitung gegangen ist. Es sollte mich wundem, ob nicht daher ihre neuerdings auffällig langsame Reaktionskraft im politischen Leben kommt.

Wir Franzosen leiden an einem andern Essübel, das mir angenehmer, aber auf die Dauer leider doch als Übel erscheint. Wenn wir eine Seezunge essen wollen, genügt es uns nicht mehr, sie sorgfältig gekocht mit reiner Butter zu geniessen. Gewürze, Meertierchen, Schwämme, Cognac und Whisky werden da mitgekocht. Ein kleines Beispiel dafür, wie der Gaumen ein grosser Tyrann geworden ist, dem sich unsere Köche mit fast unausdenkbaren Zaubermitteln und Besprechungsformeln nähern. Der Kochritus hat Formen angenommen, wie er sich nur für die Götter formelfreudiger Völker ziemt. Während der langen Prozedur des Kochens sind aber just jene geheimnisvollen Heinzelmännchen und -weibchen, die unsern Körper betreuen – die Wissenschaft nennt sie Vitamine – infolge langen Wartens eingegangen. So stört unsere Kunst den Körper empfindlich und erschlaft ihn frühzeitig, während wir doch immer älter werden und uns bei diesem Vorgang immer jünger fühlen wollen.

Eine Lebensweise, die der modernen Ernährungsforschung einigermaßen entspräche, würde eine unabsehbare Revolution unserer Essgewohnheiten und aller jener eigenartigen Regungen, die damit verbunden sind, mit sich bringen. Ich muss gestehen, dass ich diese Revolution des Magens für einen äusserst sympathischen Aufruhr halten würde. Ja ich glaube, es würde im Leben unseres Volkes die wirkungsreichste Revolution, die an Ausmassen die «glorreiche» übertreffen könnte: würde sie uns doch eine neue stärkere Jugend schenken.

Vor allem wundere ich mich über unsere Humanisten. Sie, deren oberstes Gesetz es ist, den Menschen als Kunstwerk zu begreifen und sich zu einem solchen zu formen, scheinen die Gedanken der Griechen über die Diät vergessen oder nicht bemerkt zu haben. Dabei könnten sie aus der Diät allein für ihre hohe Sendung neue Kraft gewinnen. Sie müssten also, wenn sie ihren Humanismus begriffen, grosse Diätkünstler sein, und zwar aus Lust an der Gesundheit, nicht aus Furcht vor der Krankheit.

In einem Europa, in dem 40 Prozent der Menschen unterernährt und 40 Prozent überernährt und kaum 20 Prozent richtig ernährt sind, müsste Diät die erste Sache des Staates sein. Die Premierminister hätten das Amt der Volkserziehung durch den Magen zu übernehmen. Ich würde ihnen empfehlen, an den Anfang ihrer Erneuerungsgesetze die Worte zu setzen, die Epikur in einem Brief an seinen Freund Menoikeus schrieb; sie lauten: «Die Gewöhnung also an eine einfache und nicht kostspielige Lebensweise ist uns nicht nur Bürgschaft für eine volle Gesundheit, sondern sie macht den Menschen auch unverdrossen zur Erfüllung der notwendigen Anforderungen des Lebens, erhöht seine frohe Laune – und macht uns furchtlos gegen die Launen des Schicksals. – Ich wünsche, dass diese Gedanken wegen ihrer Wichtigkeit am Anfang oder am Schluss meiner Entwürfe zu stehen kommen.»

So etwa würde La Rochefoucauld heute schreiben. Ob man nur lachen würde? Ob man ihn vielleicht hören, sogar ihm ein bisschen folgen würde?

Bern, 10. Dezember 1938.

Das Leben ist wieder hart und grausam geworden, wie schon so oft in der europäischen Geschichte. Der Gegensatz zwischen der Welt der Erkenntnis und jener der Tat ist erdrückend. Im Augenblick nämlich, wo die Struktur der lebenden Zelle wie ein Wunder der Anmut und Bewegung, der Ordnung und Beseelung sich offenbart, ist das herrscherlichste Sonnensystem dieser Zellen, der Mensch, wieder billig geworden, sein Leben leicht verwirkt und vernichtet. Und doch müsste aus der Fülle der biologischen Erkenntnisse, aber auch aus den vielfachen Bemühungen um den Sinn des Menschen ein neuer, grosser Persönlichkeitsglauben über die Menschheit kommen. Fehlen jene, die das sehen? Nein, aber die Worte der echten Humanisten sind selten geworden.

Bern, 11. Dezember 1938.

Denen, die glauben, der Humanismus sei eine Lebensform nur für ruhige Zeiten, müsste man die Briefe Petrarca's und die Essays Montaigne's in die Hand drücken. Leuchtet in ihnen nicht der tägliche Kampf gegen die tägliche Barba-

rei, die minütliche Lebenskunst gegen die Furchtbarkeiten des Daseins, die stille Arbeit am Menschen gegen den sinnlosen Tod? Sie sind Denker des sinnvollen Lebens und haben daher vielleicht eine Schwäche: sie weichen bei allem Mut, der sie beseelt, jenem Tod, der sinnlos scheint, aus. Wie flieht Petrarca Neapel und die Nichtstuer, die in jener Stadt, um die Zeit totzuschlagen, more gladiatorio Menschen totschiagen. Mit den Worten Vergils «heu fuge crudeles terras», weh, flieh das grausame Land, zieht er sich wieder nach der Provence zurück.

Bern, 12. Dezember 1938.

Man sollte es nicht vergessen, dass die Former des neuen europäischen Menschen und der neuen Persönlichkeit, also Petrarca, Zwingli, Montaigne, Descartes, Pascal, Leibniz, Goethe, Humboldt und Nietzsche Humanisten reinsten Blutes gewesen sind.

Der Humanismus ist seit Petrarca bis heute in jedem Jahrhundert eine Grundkraft der abendländischen Kultur gewesen. Zwar waren ihm alle Nationen Europas und dauernd in den letzten 450 Jahren ergeben; aber mit der ganzen Schwere ihres Daseins neigten sie ihm doch wechselnd und gleichsam sich ablösend zu: zuerst die Italiener, dann die Franzosen, Niederländer und Engländer und endlich die

Deutschen. – Wird sich dieser Zyklus der Nationen und Jahrhunderte wiederholen? Ist er endgültig zu Ende? Oder hat er schon neu begonnen?, und sollte sich in der Rückwendung Italiens zu seiner römischen Vergangenheit eine neue humanistische Haltung andeuten?

Es gibt Leute, die meinen, der Humanismus sterbe in Deutschland. Sie sehen die Schar seiner tapfern Kämpfer nicht, weil ihnen das harte politische Geschehen in den Staaten und zwischen den Staaten den Blick trübt. Wenn der homo Europaeus sich wie ein furchtsamer Soldat an die Rheingrenze zurückziehen sollte, dann ist er für das junge Volk auch nicht viel nutz. Ich halte das für undenkbar und zugleich für undenkbar, dass ein grosses Volk wie das deutsche vergisst, dass es mehr Blut römischer Kultur als Slawenblut in sich hat. Es wäre ja sonst auch nicht das Herrenvolk, das es ist.

Ich sehe für die Zukunft des Humanismus noch etwas anderes, und es scheint mir sogar wichtiger als der angedeutete neue Kreislauf seiner Geltung: nämlich eine entscheidende Auseinandersetzung.

Die heutige geistige Lage hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit jener um 1600. Damals sah die Welt die bewundernswerte Entfaltung der Physik und Mathematik, die in den Namen Lionardo da Vinci, Galilei, Descartes, Pascal, Torricelli, Gascendi und Huyghens angedeutet ist. Damals unternahm es Descartes und sechzig Jahre später noch einmal Leibniz, den Menschen und sein Tun von der neuen Erkenntniswelt aus zu bestimmen.

Heute ist die Welt voll von Erfindungen, die unabsehbar sind, und das tägliche Leben ist durch Technik und Motorisierung bestimmt. Zugleich erkennen wir die wunderbar leidenschaftliche Energie der Atome, den Triumph der unkontrollierbaren Bewegungen der Seele über die Ratio und die sichern Tatsachen des Hellsehens. Und endlich sind durch die physiologisch-biologischen Forschungen die menschlichen Daseinsbedingungen in einer Weise abgeklärt, die auch von Goethe nicht vermutet wurden. In diesem neuen Reichtum bewegt sich der Mensch stündlich. Und weil er den alten nicht mehr gegenwärtig hat, benutzt er den neuen nach Art der Neu-Reichen, nämlich ohne Ahnung und Verpflichtung. Da verhält er sich denn gegenüber dem Werk seiner geistigen Väter und Führer ähnlich wie die Römer des 4. Jahrhunderts v. Chr. gegenüber der reifsten Kultur der Griechen. Ein Kind nimmt die kostbaren Dinge reifer Menschen in die Hand und spielt mit ihnen die Spiele der Erwachsenen. Sein Instinkt warnt es davor, und es tut dies mit schlechtem Gewissen, aber doch ohne sich bewusst zu sein, dass der Zusammenhang zwischen seiner unendlich reichen Umwelt und seinem armen Denken zerrissen ist. So ist es also seelisch gespalten.

Die Krankheit unserer Jahrzehnte ist eine ungeheuerliche Schizophrenie, und sie ist umso grösser, je weiter die Menschen von der Mitte Europa, die die Kulturgüter spendete, entfernt sind. Und daher kann auch von den Kultur-Dependenzen Europas, ich meine die beiden Amerika, Russland

und Japan keine Erneuerung kommen; denn hier decken sich seelische Formen und technisch-motorische Lebensweise noch weniger. Was Wunder, wenn sich die Nerven- und Seelenkrankheiten vermehren wie Mückenschwärme!

Zu allem Unglück hat sich – auf Jahrhunderte rückwärts-gesehen – die psycho-physische Einheit Mensch in den letzten Generationen nicht nur nicht entwickelt, sondern im Vergleich zur Menschenart Goethes, Petrarcas, Menanders und des Perikles zurückentwickelt. Während, grob gesprochen, der Mensch zur Zeit des Perikles als ein Kunstwerk unter den übrigen Werken des Daseins sich befand, bewegt er sich heute als ein Stümperwerk unter vielen Kunstwerken des Daseins.

Daher ist die Lehre vom Menschen als einem Kunstwerk und einer Persönlichkeit, und zwar trotzdem er ein tausendfältig bedingtes Wesen ist, nie so dringend gewesen wie heute. Daher haben wir einen – neuen Descartes nötig, der von der jetzigen Erkenntniswelt aus den Menschen bestimmt. Einen neuen Goethe, der diesen Menschen lebt. Es gibt begnadete Johannesnaturen dieses säkularen Unbekannten. Ich denke an Leopold Ziegler und Paul Valéry.

So wäre also die Mitte des neuen Humanismus, der diese Auseinandersetzung bestehen kann: das grosse Kunstwerk, wie es seit Heraklit bis Nietzsche im Bereich des reinen Denkens, des Steins, der Farbe und der Töne Begnadete geschaffen haben, die hohe Botschaft des platonischen Eros, die goethisch-aristotelische Entelechie und – leider – die Diät.

Waldried, 15. Dezember.

Das Bedeutende, das nicht Geschöpf des besten Augenblicks ist, entsteht nur durch die Stetigkeit des Schaffens: das Werk des Aristoteles wie Leibnizens wie Goethes. Und gerade des letzteren Selbstzucht bestand wesentlich darin, sich zur Stetigkeit zu zwingen oder diese zu sichern. Durch Stetigkeit entstanden die ägyptischen Plastiken, die Mosaiks des Baptisteriums von Ravenna und die Kleinodien der hochmittelalterlichen Codices, im Vergleich zu denen die gedruckten Bücher der folgenden Jahrhunderte eine anmutige Barbarei sind.

Selbst das weniger Bedeutende, das Dauer haben will, gewinnt sie nur durch Stetigkeit. Die Wissenschaften beweisen diesen Satz mit ihren Hunderttausenden von Experimenten, und die katholischen Orden, voran die Benediktiner haben ihn jahrhundertlang durch ihre stille Emsigkeit erfüllt. Die Mönche vom Kloster Solesmes, die fünfundfünfzig Jahre lang der Rekonstruktion der gregorianischen Musik sich widmeten, sind nur ein Beispiel dafür.

Stetigkeit des Schaffens ist das Mittlere zwischen Nichtstun und explosivem Tun – es ist die Diät der Bewegung!

Waldried, 16. Dezember 1938.

Ich habe den ganzen Tag Briefe des Franziskus Petrarca gelesen. Vittorio Rossi legt sie als Teil der ungewöhnlichen Ausgabe vor, mit welcher der italienische Staat seine Denker und Dichter ehrt. Es ist ein stilles Geschenk an den europäischen Geist. Denn in diesen Briefen erscheint der Künstler und glühende Antikenverehrer, der Reisende und Leser, der Mensch, dem nichts so sehr am Herzen liegt wie die Formung seiner Anlagen. Erscheint der weite Kreis der Schriftempfänger: Könige und Fürsten, Kardinäle und Bischöfe, Lehrer und unbekannte Freunde. Erscheint der Reichtum der Themata, die doch alle von der Anmut und Lieblichkeit eines gläubigen Herzens berührt sind, und die wie tausend Linien in dem einen Problem des gestalteten Menschen sich treffen. Die Sprache aber, die sentenzenreich wie die keines Römers, zwischen Ciceronischer Bewegung und der Kürze Senecas, zwischen dem stolzen Rhythmus des klassischen Latein und dem einfachen Sagen des mittelalterlichen Mönches kühn variiert, ist lebendiges Latein, nicht mehr römisch, sondern Dienerin eines neuen Abendlandes. Durch all dies sind diese Briefe einzigartig. In ihnen erscheint der Vater des Humanismus wirklich und persönlich.

Waldried, 17. Dezember.

Was die eigentliche Sache der Humanisten ist? Die Bewahrung der europäischen Kultureinheit und -überlieferung. Das heisst: sie haben das jahrtausendealte Blut unseres Geistes reinzuhalten und die Heimat der Seele zu verteidigen und die höchsten Güter zu verwalten. Dieser Aufgabe sind nur mutige und kluge Männer gewachsen. Denn sie müssen die tiefe Schuld Lenins, der die Vernichtung der Tradition als Beginn einer neuen Weltepoche preist, aufzuheben suchen.

Waldried, 20. Dezember 1938.

Die Landschaft, die Tradition, der ungeheure Reichtum des freien Geistes, die Seele in ihrer Weite und Tiefe und in ihrem Schöpfertum: in ihnen sprechen sich die unwiederholbaren Eigenarten Europas aus. Sie bilden zusammen das wahre Königreich der Europäer, dem nicht zu dienen Widersinn wäre. Ihnen muss man auch die Form, die in Europa die Ehe gewonnen hat, beizählen. Denn das Problem der Ehe gibt es nur, wo die Frau als Persönlichkeit und eigener Mensch gewertet wird, also in Europa, und auch hier ist die Ehe nicht ursprünglich griechisch und nicht mittelalterlich, sondern vornehmlich römisch. Das zeigt schon die verblüffende Art, wie sie der fürstliche Ulpian, der Rechtslehrer, dem das Abendland so oft folgte, umschreibt: «Nicht der

Geschlechtsverkehr macht die Ehe, sondern der seelische Einsatz der Gatten» (*Affectio maritalis*). Durch diesen Satz und seine immer grössere Geltung entfernt sich das Denken Roms am meisten von jenem der Indogermanen, die dem Weib nicht diese Stellung zuerkannten.

Der Sinn der Ehe war in der Folge gegeben durch den gleichen seelischen Einsatz der Partner und die Stetigkeit dieses Einsatzes, durch die Treue. Und doch hat sich das überaus langsam und folgerichtig aufgestellte Prinzip der Gleichberechtigung der Geschlechter in den europäischen Ehrechten und im privaten und öffentlichen Recht durchgesetzt. Ja, diese Entwicklung ist noch keineswegs abgeschlossen. Man kann daran nur feststellen, wie jung die europäische Ehe ist und wie langsam sich Grundsätze durchsetzen. Wir vergessen eben zu oft, dass noch im 9. Jahrhundert n. Chr. sich die Kirche stritt, ob die Frau der *species Mensch* zuzurechnen sei oder nicht, und dass endgültig erst das Konzil von Trient (1545!) zur Gültigkeit der Ehe die kirchliche Trauung forderte. Wer will sich da wundern, wenn neun Zehntel der Männer in ihrem Denken über die Ehe sich durch üppige Atavismen der Seele auszeichnen?

Und doch müsste gerade, wenn Europa sich erfüllen will, ein neues Jahrtausend der Ehe und damit der Familie anbrechen. Ich könnte mir vorstellen, dass ein mächtiger Gesetzgeber die Folgerungen aus dem Prinzip des gleichen seelischen Einsatzes und des gleichen Rechts von Mann und Frau streng ziehen und die nötigen Änderungen in der

Struktur des Staates treffen würde. Er würde hierzu folgende Überlegungen anstellen: «Die Frau ist erfahrungsgemäss durch jedes Kind unvergleichlich stärker belastet als selbst der verantwortungsvolle Mann. Sie muss daher, wenn sie wirklich den Genuss gleicher Rechte haben soll, juristisch bevorzugt sein; dies kann nur im Bereich des Privatrechts geschehen; am leichtesten in der Form, dass die Frau im Erbrecht bevorzugt wird und das ihr Vertrauteste, ihr Kind, in Zukunft nach ihr benannt wird oder nach altgermanischer Sitte aus je der Hälfte des Vater- und Mutternamens einen neuen Namen bekommt.

Durch diese beiden Änderungen, die zur Gattung der stillen, mächtigen Revolutionen gehören, wird Ungeahntes erreicht. Die Kinderfreudigkeit der Frau wird erhöht, denn sie wird in ihrem Muttertrieb rechtlich und wirtschaftlich gestärkt. Zugleich aber hat sie ganz andere Möglichkeiten, ihren Ehepartner zu wählen, dem sie kostbarer als bisher naht. Dadurch dürfte aber auch die Auffindung des besten Mannes mehr gewährleistet sein als bisher. Die Männer selbst müssen sich fraglos mehr anstrengen als nach der alten Ordnung. Denn die Frau zu suchen und zu finden ist für sie zwar leichter, sie zu gewinnen aber schwerer und interessanter geworden. Und das ist ein rechtes Glück; denn die europäischen Männer neigen durch ihr jahrtausendaltes und willkürliches Männerrecht leider seit sechs Generationen merkbar stärker zur Degeneration als die Frauen. Der durch diese Änderun-

gen glücklich erhöhte Wahlsinn des Weibes aber wird sich die schöne und starke Anstrengung des Mannes wieder erzwingen; die neue wirtschaftlich und rechtlich Starke verlangt die gute Tat dauernd von ihm. Auf diese Weise hat der Mann keine Zeit mehr, sich zu verlegen. Er wird wieder heroisch.

Nationen, welche die Kraft zum schöpferischen Aufbau und zur Erneuerung haben, werden daher diese gewagten Mittel anwenden. Und nichts hindert sie, beim nächsten Solstitium ihres Volks, das eintritt, wenn die Frauen zu degenerieren beginnen, die strenge Männerordnung wieder einzuführen.» – Dies wären die Überlegungen des Gesetzgebers.

Und ich zweifle nicht, dass auf seinem Haupt, wenn er diese Reorganisation wagte, der Glanz der Unsterblichkeit liegen würde.

Bern, 21. Dezember.

Die europäische Ehe hat nicht nur eine Rechtsbasis, deren Masse ungewöhnlich schön sind, sie hat auch eine biologische Basis, und diese scheint mir für die Betrachtung noch dringlicher zu sein. Ich will ihre tragenden Punkte festhalten.

1. Jedes Kind ist ein «Zufallstreffer» aus Möglichkeiten, die in astronomischen Zahlen schweben, nämlich zwischen vielen Millionen und einigen Milliarden. Diese Einsicht zwingt die Eltern zur Bescheidenheit und Schicksalsgläubigkeit. Aber auch zur Pflicht, nach Möglichkeiten ungüns-

tige Fälle auszuschliessen. Ausgeschieden werden diese – soweit es in Menschenmacht ist – nur durch die Wahl des Ehepartners und durch die «Diät» der Eltern, denen diese schwere Kunst übrigens zu zweit eine Freude wird. Der beste Schutz also gegen die Degeneration der Nachkommenschaft, aber auch der Ehepartner und der Ehe selbst ist – es klingt einfältig genug – wirkliche Liebe.

2. Die Existenz der Kinder ist abhängig vom Wissen, vom Willen und der Zucht der Eltern. Die Kinder sind also nicht mehr notwendige Übel. Sie sind vom Schicksal und den Eltern gewählt. Die Romane und Tragödien der letzten zwei Generationen mit der Klage des Kindes, dass es ein Erzeugnis elterlicher Lust sei, sind also rasch veraltet.

3. Das Verhältnis zwischen den drei Formen des Daseins, der des Individuums, der kleinen Gemeinschaften: Liebe, Freundschaft und Ehe, und den grossen Gemeinschaften: Staat, Kirche, Militär, lernt der Mensch auf natürliche und gültige Weise und nimmt die Schwere ihrer Bezüge gleichsam in sein Blut auf nur in der Familie. Hier lernt er, wie die Eltern zu den Kindern, die Jüngeren zu den Älteren stehen, wie die Familien zu grösseren Verbänden und zum Dorf. Der wichtigste Teil abendländischer Ethik bildet sich und wird bewahrt durch die Familie, diese Stätte, in der auf natürliche Weise die Triebe und Affekte ihre Ordnung erhalten.

4. Die Unsterblichkeit des Bluts, die erste und sicherste Unsterblichkeit des Menschen, zugleich die stärkste kultur-

erhaltende – wie der Ahnen- und Sippenkult der Römer und die Geschichte der bedeutenden europäischen Familien be- weisen –, ist an die Familie gebunden.

5. Den Mann und das Weib, die ehelos und kinderlos le- ben, überfällt in anderer Weise als die Väter und Mütter das Schicksal der vierziger Jahre mit den tiefen seelischen Ein- brüchen und der diabolischen Frage «wozu». Dann zeigt sich, dass die Erfüllung der animalischen Sendung ein We- sensteil der leiblich-seelischen Diät ist. Diese Erkenntnis wird umso wichtiger, je mehr das Menschengeschlecht rein altersmässig sein volles Dasein hinter das vierzigste Alters- jahr zu verlegen beginnt.

Also rein blutmässig bereitet sich die Renaissance der Ehe und damit der Familie vor. Dies in einem Augenblick, wo 95 Prozent der Ehen «schlecht gehen»; wo die Erkennt- nis klar ist, dass die Ehe nur eine der vielen möglichen Lie- besformen ist und sie unter diesen die grösste Neigung zur Erstarrung hat. In einem Zeitpunkt, wo mit den Kräften des Geschlechts wie mit schlechtem Wein umgegangen wird.

Bern, 22. Dezember 1938.

Ein eigenartiges Gespräch mit Alfred muss ich heute festhalten. Wir hatten uns tags zuvor bei einem Abendessen über die Frage ereifert, ob heute überhaupt noch ein Dich-

ter eine Liebestragödie schreiben dürfe und könne. Er hatte es verneint mit der Bemerkung, dass der Trieb zu harmlos geworden sei. Infolge Avitaminose der reinen Leidenschaft – so nannte er es – besitze der Zuhörer nicht mehr die natürliche seelische Spannung, in der allein eine Liebestragödie aufgenommen werden könne. Wir hatten das Thema wieder aufgegriffen, ohne einer klaren Lösung näherzukommen; dann sprach Alfred vom gestrigen Abendessen. So ungefähr verlief unser Gespräch:

Alfred: «Mich hat gestern Abend einmal wieder der Katzenjammer gepackt. Es waren bei dem Essen mehrere Ehepaare, deren Leben ich seit ein bis zwei Jahrzehnten verfolgen kann. Die spannungslosen Gesichter der Männer, die resignierten Münder der Frauen, die Stumpfheit der Rücksichtnahme, die sie zwischen sich legten, und die Leere ihrer Worte: kurz die schwache Tonkraft an und für sich guter Menschen hat mir zu denken gegeben. Es war alles recht und alles ein bisschen traurig. Mit zwei Ausnahmen haben diese Menschen, an deren einstige Beschwingtheit ich mich erinnere – ich nenne es so – herunter geheiratet.»

Ich: «Ich nenne das nach braver, mittelalterlicher Art ‚Sichverliegen‘. Aber ist dieses Schicksal in der Ehe nicht die Regel? Ist für die Frauen diese Gefahr dank der Gleichgültigkeit ihrer Partner nicht noch grösser als für die Männer? Stehen wir nicht manchmal nachdenklich vor jenen Frauen, die die Schönheit der Jugend verloren und den Zauber des späten Sommers und des Herbstes nicht in ihr Gesicht haben bannen können?»

Alfred: «Eben, das ist's ja, was mich so bedrückt. Bei der Masse – ich meine damit die Masse aller Gesellschaftsschichten – die eine starke Individualität nicht zu entwickeln hat, schadet das schliesslich weniger. Aber bei den andern ist es nicht gleich. Denn es ist doch die Stärke der kleinen Gemeinschaften, dass sich die Individuen in ihrem Können und in ihrer Kraft nicht gleich erhalten, sondern sich steigern und ihr schönstes Selbst werden. ‚An den Wandlungen der Ehe werdet ihr sie erkennen‘ sagte mein alter Herr skeptisch und deutete damit die chronischen Lähmungen oder die leider so seltenen Straffungen in der Ehe an.»

Ich: «Hübsch, Goethe sagt in den Wahlverwandtschaften das gleiche anders, weniger biblisch. Das Wort ist mir Lieblingsspruch für dieses Thema geworden: ‚Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur‘.

Alfred: «Ein grosses Wort, über das man viel nachdenken sollte. Leider kann man sich in diesem Bereich nicht über Gipfelstürmerei beklagen. Vielmehr dürfte von den meisten gelten, dass ihre Anfänge zugleich die Gipfel waren. Diese Feststellung ist nicht arg in Zeiten, wo Kirchen und Staaten stark genug sind, um eine wirkliche Moral zu lehren und zu erzwingen. Dann sorgen die grossen Gemeinschaften, dass die Anfänge weite Hügel sind. Aber in Zeiten der Auflösung bindender Gewalten, wo der Mensch auf sich selbst gestellt wird, da ist der Zustand des ewigen Anfangs furchtbar.»

Ich: «Du meinst also, dass die Ehe in demoralisierten Staaten überhaupt unmöglich ist?»

Alfred: «So einfach geht es nicht. Zunächst einmal gibt es überhaupt keine Staaten ohne ethische Bindungen. Und jeder Staat, dessen Leiter sie bewusst auflösen oder lockern, ist zugleich ruiniert.

Nun setzt alle Ethik Gemeinschaft voraus, mindestens ein Du. So ist die natürliche Basis aller Ethik die Ehe. Daher sind nur Staaten mit starken Ehen stark. Und solche mit aufgelösten Ehen sind sicher schwach. Wer also als Gesetzgeber oder Staatsmann die Ehe aufzulösen versuchte, könnte nur ein Heiliger oder ein Verbrecher sein.»

Ich: «Die Ehe als natürliche Basis aller Ethik! Das ist gleich dem Goetheschen Anfang aller Kultur! Warum hat noch nie ein grosser Philosoph dieses Thema abgewandelt? Ein Franzose könnte es wohl, mit seinem scharfen Blick für die feinen und feinsten Bezüge des Sittlichen, ein echter Nachkomme Montaignes!»

Alfred: «Die Philosophen kommen ja von den Sternen oder von den Zahlen, aber nicht von der Beobachtung. Sonst würden sie reisen und Geschichte studieren. Schöne, saubere Forschungsgeschichte über unberührte Völker, und die Weltgeschichte hätten sie freilich auf die von dir gestellte Aufgabe bringen müssen. Aber diese Leute schreiben lieber dicke Bücher über Angst und Sorge.»

Ich: «Deine Laienworte sind erfrischend. Ich will auch die Sorgen-Denker nicht verteidigen, denn mich beschäftigt unser Thema zu sehr. Mir liegt eine wichtige Frage auf der

Zunge. Du sagtest vorhin, in Zeiten der Auflösung bindender Gewalten, wie der Kirche oder eines geordneten Staates, sei eigentlich die Ehe gefährdet und ihr Sinn, Gipfel der Kultur zu sein, verunmöglicht. Steht nun der Mensch, auf den es gerade in Europa ankommt, der die Sitten der Völker und ihren Wechsel, die Staaten und Kirchen durchschaut, nicht immer in Zeiten der Auflösung? Also wäre der bestgeeignete Mensch am wenigsten für die Ehe geeignet?»

Alfred: «Wenn er die Auflösungen sieht, braucht er ihnen ja nicht ergeben zu sein, du Chamäleon von Dialektiker! Aber angenommen, es wäre der Fall: wollen wir uns wirklich mit diesen so seltenen Menschen beschäftigen? Wenn Diogenes die Sonne in seine Laterne bannen könnte, würde er diese Exemplare kaum finden!»

Ich: «Wir wollen es trotzdem tun. ‚Denn einer gilt uns mehr als zehntausend‘.»

Alfred: «Also diesen Menschen, lieber Freund, halte ich überhaupt nur dann für eine Ehe geeignet, wenn ihn eine ganz grosse Liebe überfällt.»

Ich: «Was nennst du ganz grosse Liebe?»

Alfred war dann ernst geworden und hatte durch das Fenster zum dunklen Grün der Fichten hinausgesehen, das in das Grau des Tages mit der Kraft des ungebrochenen Lebens griff und sagte schliesslich:

«Man kann mit einer solchen Frage nur wissen wollen, ob und wie ein Mann eine grosse Liebe erfahren hat. So etwas dürfen nur Romanciers und die unglücklichen Zöglin-

ge Freuds beschreiben. Die ersteren haben hierfür die dichterische Freiheit und die andern genug Mangel an männlicher Scheu. – Ich stellte übrigens die gleiche Frage einmal an einen Vetter und seine Worte machten mir so Eindruck, dass ich sie nach zwanzig Jahren noch wiedergeben kann. Er meinte:

„Grosse Liebe? Die darf man nur in den Wirkungen beschreiben. Wenn ein Mann beginnt, seine Gewohnheiten wie hübsche Markenartikelverpackungen zu verbrennen, wenn er anders aufsteht, wenn ihm, der doch Realist und kein Träumer ist, jeder Tag ein Traum wird und jede Woche trotz leidenschaftlicher Arbeit ein Geschenk des Himmels: nun, da prüft sich dieser Mann besorgt, ob er verrückt geworden sei, und wird dann, wenn er keine weitem besorgniserregenden Symptome an sich sieht, geknickt und nicht ohne Ironie diese Veränderung einer grossen Liebe zuschreiben. Und wenn er dann die Verwandlung seiner Gedanken verfolgt, in denen das Schweifende immer stärker nach dem grossen Plan der Sterne und den Gesetzen der lebenden Zellen und nach den innersten Gewissheiten der Seele sich ordnet: dann weiss er auch, dass diese Liebe die Liebenden – wie Freunde und mehr als diese – dauernd über sich selbst erhebt, ohne dass sie ihre seelische Energie überhitzen und ihre Kräfte übersteigern, und dann nennt er das Gnade des glücklichen Daseins/ Das waren die Worte des Vetters. Sie berührten mich damals wie Minnesang. Dabei hatte der Mann auch nicht einen Gedankenschatten

– du lachst über das Bild – von einem Minnesänger an sich. Aber ich begriff plötzlich, warum er sogar von starken Männern beneidet wurde.»

Ich: «Mir tönten diese Worte eher wie die Motive einer unbekanntenen Beethovensymphonie.»

Nach einer Pause meinte Alfred, sich lebhaft vorbeugend: «Aber jetzt beschäftigt mich ein Problem. Wie wird in Zukunft die Ehe des einfachen Menschen sein? Für die letzten Jahrhunderte waren die Bedingungen hierfür ja himmlisch. Die christliche Gattin und Mutter war auf das eine Ziel gerichtet, für Mann und Kinder sich aufzuopfern. Ehebereitschaft und Kinderaufzucht waren für sie innerhalb der herrlichen Weiten des Christentums Sinn ihres Daseins. In dieser Sphäre beharrte auch der Mann, mochte sein Verstand, aufgewühlt von den Ideen der Französischen Revolution, der Sozialisten und Kommunisten, noch so gegenchristlich sich benehmen.

In dieser christlichen Ehe konnte sich die Seele bescheidenster Ansprüche wie die weitester Masse einordnen, und innerhalb ihres Geistesgefüges waren Klassen und Stände aufgelöst. Die phantastische Entwicklung Europas im 17. bis 19. Jahrhundert ist – ich muss ein anderes Bild gebrauchen – ohne den Kulturboden dieser christlichen Ehe, wie sie endlich und erst um 1600 zur Wirkung kam, undenkbar. Dieser Ehetypus wird in Süd- und Osteuropa, aber auch in vielen Teilen der Mitte und des Westens in diesem Jahrhundert noch herrschend sein. Und wollte Gott, er würde noch viele Jahrhunderte existieren. Denn hier ist die Ehe an den

Sternen Gottes aufgehängt und nicht an der hohen Nase eines Philosophen oder eines Mannes aus Utopia.»

Ich: «Aber immerhin brauchte es die kühnen Denker, die sie an den Sternen Gottes aufhängten!» –

Alfred: «Also wie siehst du die künftige Ehe des einfachen Menschen?»

Ich: «Ich sehe widerwillig einen neuen Eheotypus sich entwickeln. In ihm ist die Frau nicht zuerst Geliebte und Erstrebte, auch nicht Mutter und waltende Hausfrau christlichen Geblüts, sondern in ihm ist die Lebenskameradschaft der Partner das A und O. Der Geschlechtstrieb wirkt zur Bildung dieser Ehe nicht so gewaltig mit; er ist ja in diesem Jahrhundert, wie du selbst feststellst, durch die dauernde Annäherung der Geschlechter harmloser geworden. Auch der Wunsch nach Kindern ist in dieser Ehe gering, ja infolge des sportlichen Geistes der Partner beherrscht sie eine stille Kindfeindschaft. Ein solcher Eheotypus ist nüchtern und phantasielos, rationalisierter Trieb, grob gesagt; aber die Menschen von heute erstreben offenbar so etwas. Und wohin führt er ein Volk?»

Alfred: «Du betonst also als Zentrum dieser Ehe die Kameradschaft mit den gleichen Rechten und Pflichten, das Rationalisierte und den sportlichen Geist: kurz eben das, was dem Menschen der Maschinenlandschaft am Herzen liegt.»

Ich: «Jal Dabei bin ich überzeugt, dass dieser Eheotypus nur den seelisch Schwachen genügt und aus ihm nie eine Eheform, die der europäischen Tradition würdig ist, sich

entwickelt. Dabei muss sie schon heute häufig sein, sonst wäre der kräftige Aufruf der Staaten zum Kinderreichtum nicht notwendig gewesen. Übrigens gehen merkwürdigerweise diese Ehen, wo ich sie sehe, zum Teufel.»

Alfred: «Merkwürdigerweise? – Natürlicherweise! Ihre Partner sind ja immer der Meinung, der «andere» nehme zu viel und gebe zu wenig. Es ist von Anfang ein heimlicher Streit um den gleichen Anteil. Der Einsatz der Kameraden ist eben klein gegenüber dem Einsatz des Freundes, und was ist selbst dieser, so schön er sein kann, gegenüber der unbedingten Opferbereitschaft eines liebenden Weibes. Wir denken darin doch anders als die Griechen, deren Freundeskult uns nicht das Höchste ist.

Übrigens glaube ich wie du überhaupt nicht an diese Ehe; ich halte nämlich sehr wenig vom harmloser gewordenen Geschlechtstrieb. Wenn er sich nicht nur an die leichtere Kleidung gewöhnt und an geringere Hemmungen, sondern wirklich harmlos geworden wäre, dann hätte er seine Natur verloren, und dann pflanzt sich aber auch das Menschengeschlecht – glücklicherweise – nicht mehr fort. Auch an die Kameradschaft glaube ich nicht; da wird nämlich die Frau aus dem Geheimnisbereich des Weiblichen gedrängt und verliert ihren Wahlsinn, der nicht fein genug sein kann. Sie verzichtet dann zugleich auf die Ritterlichkeit des Mannes, ja selbst auf die Höflichkeit, diese bezaubernde Eigenschaft, durch die Wert und Würde des Du jedem Augenblick aufgeprägt wird, und durch die ein Liebender sich

vom andern abhebt, wie ein edles Reitpferd gegenüber Karrengäulen. Wir wollen nicht vergessen, dass die Höflichkeit vom königlichen Hof stammt, und dass sie königlich das wilde 17. Jahrhundert der Franzosen, seine Gesellschaft und ihre Leidenschaften geordnet hat.

So fürchte ich also, dass andere Zeiten den neuen Ehetypus unter die Grotesken unseres Jahrhunderts einreihen werden. Er ist wie ein monotoner Singsang, aber im Bereich der europäischen Ehe sind ebenso viele Formen möglich, wie sie in der Musik zwischen dem einfachsten Arbeitslied und der Symphonie eines Mozart möglich sind.

Waldried, 24. Dezember.

Ihre schmalen Hände hatten die Räume geschmückt, und es war, als ob die Anmut selbst die Dinge berührt hätte. Dann hatten die tiefen Glocken des Berner Münsters und der Gesang von der stillen, Heiligen Nacht den Abend eingeweiht. Als später die Kinder mit den Geschenken beschäftigt waren, bemerkte ich, wie in der Hand Rudolf Alexander Schröders ein kleiner Zweig brannte, dessen kräftiger Wohlgeruch in mir die Erinnerung an tiefste Waldschönheit weckte. Der grosse Freund sah zu mir hin und meinte nachdenklich: «Die reine Wirklichkeit mit der Erin-

nerung und der unnennbaren Sehnsucht, die diese Lichter in unsern Herzen entzünden, zu vereinen ist ein schönes und schweres Beginnen. Ich bin glücklich, wenn diese Augenblicke kommen – beschwören kann man sie nicht –; sie sind so zwischenweltlich, als besäßen sie die Wachheit der letzten Minuten.» Er sprach dann von seiner Jugend und las schliesslich alte und neue Weihnachtsgedichte vor. Und wieder einmal mehr war ich ergriffen von der Weisheit und Abgeklärtheit, die dieser zarten reinen Dichterseele eigen sind, und von der Gegenwart des besten antiken und des besten christlichen Erbes. Sein Leben schien mir sein eigener weihnachtlicher Imperativ geworden zu sein:

«Sei verglichen aller Streit, alle Fehde nichtig.
Weihnacht! – Macht die Tore weit, macht die
Steige richtig!»

Waldried, 29. Dezember 1938.

Es sind jetzt die Tage zwischen den Jahren. Aber liegt das Geschehen Europas nicht zwischen Jahrhunderten wie 1914? Und sind wir nicht auf stürmischer See zwischen den Erdteilen der Lebensformen? – Mir selbst ist es in besonderer Weise zwischenweltlich zumute. Dreimal innerhalb eines Jahres sehr knapp dem Tod entgangen zu sein, stimmt mehr als nachdenklich. Ein Mann von der herben Wirklich-

keit Horazens hat, als er dem stürzenden Baum entging, das Pochen des Schicksals gehört und daraufhin die Maximen seines Lebens merkwürdig ernst überprüft und dem Unbekannten, nach dem ersten in Ironie verborgenen Schrecken, fast stoisch zu huldigen begonnen. – Ich wäge das Jahr dankbar. Denn leicht und schön wird durch die nahen Schatten des Todes das Leben. Es ist, als ob die Minuten Geschenke wären und als ob die Stunden den Adel des Schicksals zugewöhnen.

Waldried, Sylvesterabend 1938.

Wer den Blick auf Jahrzehnte richtet, muss im europäischen Geschehen jetzt alles auf des Messers Schneide sehen. Das hat merkwürdigerweise Gültigkeit im geistigen, politischen und wirtschaftlichen Bereich.

Vielleicht ist der geistige Bereich am eigenartigsten. Nur äusserst bedingt durchschaubar, ist er von den beiden andern nicht zu trennen. Überdies weisen die einzelnen Länder bedeutende Unterschiede des geistigen Klimas auf; und doch sind es Unterschiede des einen Kosmos, genannt Europa. Ich sehe in dem gewaltigen Ineinander der Strebungen einige, die – so scheint es mir heute – gleichsam Resultanten und für die Entwicklung bestimmend sind.

Die erste: Nach dem wirren geistigen Durcheinander und beschwingten Spekulationen, die nach dem Weltkrieg, zu-

erst in den besiegten Ländern, dann bei den Siegern Platz griffen, drängt sich jetzt nach 25jährigem Kriegszustand in Friedensform immer stärker das auf Erfahrung aufgebaute und im Experiment ernüchterte Denken vor. Es merkt die vielen Fehlversuche schärfer als die Generation vor uns und ist dem Irrationalen, dessen Grösse es erkennen will, mit Zurückhaltung zugetan. Die Wirkung auf die Sprache ist bedeutend. Wir sind am Ende einer Inflationsperiode des Wortes; dieses beginnt, kritisch gereinigte Grundbedeutung zu gewinnen.

Die zweite Resultante: Dem Bedürfnis nach geordnetem geistigen Bewegtsein antwortet eine auf das Wesentliche verkürzte Betrachtung der Vergangenheit. Ein wachsendes geschichtliches Empfinden, durch die Denkformen der Historiker vieler Jahrhunderte geweitet und vertieft, scheint sich vorzubereiten. Die Rückbesinnung auf die eigenen Kräfte, die jetzt Familie, Sippe und Nationen, ja gerade die kulturell führenden Staaten beherrscht, ist stärkstes Zeichen hierfür. Sie ist zugleich signum für den Willen, auf die eigene gemässe Art zu leben. Der Selbsterhaltungstrieb der Völker ist grösser als in den Jahren 1913, 1872 und 1806. Das gilt von den Nationen erster Grösse wie von den mittleren und kleineren des entwickelten Europa.

Die dritte Resultante: Der Wille zu wachsen und zu blühen, hat in den einzelnen Ländern unmissverständlich die Jugend erfasst. Überall deutet sich denn auch ein früher nicht gekanntes Generationsproblem an. Es zeigt sich zunächst darin, die Alten nicht nur kritisch zu bemäkeln, und

in dem ernststen Willen, etwas zu leisten. Die Lernkraft der studierenden Jugend scheint mir in der Schweiz und in Frankreich, aber auch in Italien und Deutschland seit wenigen Jahren auffallend zu steigen. Es ist, als ob das ruhige Blut derer, die um 1880 bis 1890 in ihrer Blüte waren, nunmehr in den Enkeln in gänzlich veränderter Umgebung hier und dort durchschlüge. Ich deute diesen Lernwillen als Zeichen erhöhten Selbsterhaltungstriebes. Denn um europawürdig zu leben, muss der Mensch von heute mehr und anderes wissen als die Generation vor ihm.

Sodann ist mit dem erweiterten Alter der Älteren das Generationenproblem von Grund auf geändert. Wenn sich früher der Fünfundzwanzigjährige gegen den Fünfzigjährigen erhob, so war das – in der Summe gesehen – eine häusliche Angelegenheit. Wenn sich dagegen der Fünfundvierzigjährige gegen den Fünfundsechzigjährigen erhebt und selbst schon wieder vom Fünfundzwanzigjährigen bedrängt wird, so ist das ein geschichtliches Problem. Der künftige Dreigenerationenkampf innerhalb der einzelnen Nationen wird im Politischen, ja sogar Aussenpolitischen Spannungen ausgleichen.

Die vierte Resultante: Die Sehnsucht nach neuen festen Formen. Sie ist nicht nur Reaktion gegen die aufgelösten Ordnungen und Formen der früheren Jahrzehnte, sondern zuerst der Wille, die Welt geordnet zu bestehen. Die bescheiden-starken Formen des modernen Privatbaues, gegen die jene von 1928 schon frech und sucherisch erscheinen, sind nur eines der Symbole für diese Wandlung des Menschen.

Die fünfte Resultante: Die Frau steht heute anders in der Welt als 1913 oder selbst 1919. Sie ist seit zwei Jahrzehnten die stärkere Leserin und Hörerin als der Mann und spürt die seelische Lage der Zeit durchschnittlich besser ab als er. Sie sieht die Dinge, die sie betreffen, das Schicksal des Hauses, der Familie, der Kinder, klarer und wirklichkeitsnäher und tritt mit den sich ergebenden Forderungen vor den Mann. Ihr ursprünglich aufbauender und erhaltender Sinn dürfte bei ihrem gewachsenen Machtbereich auf das Tun des Mannes in Zukunft ausgleichend wirken. So ist die Frau vielleicht eine der wichtigsten Friedenssicherungen in Europa geworden.

Das Eigentümlichste also scheint mir – und ich taste hierbei in die Zukunft der nächsten Jahrzehnte –, dass die Kräfte des Beharrens und der Wahl, der Festigung und des starken inneren Wachstums sich daran machen wollen, in der unruhigen Welt zu herrschen. Ich kann mir als Wirkung – wenn diese Kräfte weiterwachsen sollten – nur neue Formen der Kunst und eine Blüte der Wissenschaften, besonders der angewandten, vorstellen. Sollte uns nicht bald die Kraft werden, tragische Spiele von unserer Eigenart zu spielen, wie sie der honnête homme des 17. Jahrhunderts von der seinen wagte; Spiele der Lust, die weit über den Massen Molières liegen? Und ich zweifle nicht daran, dass die Baumeister des Wortes unterwegs sind, die uns nach dem zertrümmerten Gefüge des Romans neue Kunstwerke der Prosa schenken werden.

Später.

Das politische Geschehen ist von einer abgründigen Vieldeutigkeit. Und doch führen die Überlegungen über die Lage der einzelnen Länder zu dem Ergebnis, dass die Sehnsucht nach Frieden und Ruhe in den Völkern grösser ist als selbst 1918. Ein janusköpfiges Motto hat jetzt Gültigkeit: Ein Europa in Waffen will Frieden und Ruhe, will wachsen und blühen. Dieser Wille ergibt sich aus dem gemeinsamen europäischen Schicksal, aber auch aus einer geistigen Haltung, die bei allen bedeutenden Verschiedenheiten der einzelnen Völker eben doch ähnlich ist und sich gegenüber jedem andern Erdteil unterscheidet.

Wenige Stunden später.

Einige Dinge im wirtschaftlichen Gefüge der europäischen Staaten geben mir nachhaltig zu denken:

Die Länder im Westen und Norden weisen, mit Ausnahme Frankreichs, die Eigentümlichkeit auf, dass ihre in den letzten Jahren abgewerteten Währungen nicht weniger Kaufkraft haben als ihre ehemalige Goldwährung. Das gilt sogar für das englische Pfund. Ähnlich ist die kontrollierte Mark von 1938 ebenso kaufkräftig wie die Goldmark von 1928. Daran ist abzulesen, dass die Produkte überall billiger geworden sind, sei es aus Mangel an Nachfrage oder

aus Überangebot, sei es infolge Rationalisierung oder staatlicher Eingriffe in den Markt, sei es infolge des Zusammenspiels dieser und anderer Faktoren.

Gleichzeitig weist der Inlandsverbrauch der einzelnen Staaten Zahlen auf, die jene vor zehn Jahren allmählich wieder erreichen, während doch Import- und Exportzahlen weit darunterbleiben, ja zum Teil noch kaum die Hälfte von 1928 ausmachen. Die gesteigerte Binnenwirtschaft, die in den Westländern später als in Deutschland und Italien einsetzte und auch in den Donaustaaten Eingang gefunden hat, feiert also Triumphe.

Nun schliessen sich Preisverbilligung und Autarkiewirtschaft erfahrungsgemäss aus. Die Entwicklung der letzten zehn Jahre zeigt aber schlagend, dass die Rationalisierung und die Neigung zum billigen Preis stärker sind als die verteuernenden Faktoren der Autarkiewirtschaft.

Ein Weiteres scheint mir in der Wirtschaft bestimmend für die Zukunft: Die Spekulation weicht immer stärker der genauen Berechnung. Die festen und die falschen Kosten normalisieren die Wirtschaft und nivellieren die einzelnen Erträgnisse zunehmend. Die Wirtschaft geht dem errechenbaren kleinsten Ertrag entgegen. Sie kann trotzdem noch verdienen, aber nur durch Umsatzsteigerung und Abbau der falschen Kosten.

In diese Wirtschaftsentwicklung greift in den nächsten Jahrzehnten das politische Geschehen Europas nachhaltig ein. Entsteht nämlich der deutsche und der italienische

Wirtschaftsraum, dann dürfte von den zwei letzten Unbekannten der Ertragsrechnung, nämlich dem Preis des Rohstoffes und des Absatzes, der erste die Neigung haben, in der Preisentwicklung überschaubar und stetig billig zu sein. Zugleich dürften im grösseren Raum mehr und in der Folge billigere Waren abgesetzt werden. Die Weltwirtschaft müsste sich demnach fühlbar beleben. Entstehen diese Räume nicht, so werden wahrscheinlich die durch Krieg verarmten Käuferschichten Europas am Weltmarkt als Käufer wegfallen. Die Weltwirtschaft bleibt dann auf lange Sicht geschwächt.

Blühende Weltwirtschaft bei blühenden europäischen Grosswirtschaftsräumen und steigendem Reichtum der Massen; schwache Weltwirtschaft, wenn diese Räume nicht Wirklichkeit werden können und ihre Völker verarmen: Diese Wahrscheinlichkeitsrechnung zeigt, dass Europa noch immer auch den wirtschaftlichen Gang der Welt bestimmt.

Am Neujahrsmorgen 1939.

Ich bin etwas überrascht von der Eigenart der Perspektiven, die sich mir in dieser Nacht, bei der Wanderung durch europäische Wirtschaftsbereiche zeigten, und von denen ich nur die grössten grob festzuhalten versuchte.

Wie verhält sich zu ihnen wohl der lebendige europäische Geist? Er hält zuversichtlich daran fest, dass – mitten

in Waffen – die Kräfte des Friedens, auf die er vertraut, blühen: der disziplinierte Lebenswille der einzelnen Völker, die Neigung zur Erfahrung, die Sachlichkeit des Denkens, das sich der Lebensnotwendigkeit grosser Nationen nicht verschliesst, die mächtig gewachsene Heimatliebe, aus der die Achtung vor den Nachbarnationen neu sich stärkt.

Er misst die geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahre vorsichtig an der Geschichte Englands und der Kolonialgeschichte Frankreichs und sieht in ihnen den Grund zu einem neuen Weltkrieg nicht. Er möchte sich einsetzen für jene Staatsverträge, die durch eine endgültige Befriedung Europas Grundlagen zu seiner neuen Blüte ermöglichen könnten.

Er verhält sich wachsam gegen die Kriegshysterie, gegen die anzukämpfen seine Pflicht ist. Er erschrickt freudig vor der Möglichkeit vier geschlossener Grosswirtschaftsräume: des englischen, französischen, deutschen, italienischen Imperiums, die die Grundlage zu einem neuen Weltwirtschaftsaufschwung geben würde.

Voll Lust möchte er sich gerade in diesen so drohenden Stunden, in denen nur Blinde die dunkelsten Gefahren nicht sehen, wie neu gerichtet durch eine geheimnisvolle katalysatorische Kraft, auf die grossen Fragen des Zusammenlebens, auf die Findung ungekannter Gesetze der Natur und auf die ewigen Kunstwerke richten.

Es hat seit 1914 kein so janusköpfiges Jahr wie das Jahr 1939 gegeben ...

Engadin, 2. Januar 1939.

Es gibt wenige so reine Freuden, wie bei strahlender Sonne und harter Kälte an den Südhängen des Engadins hochzusteigen und die Gedanken im Rhythmus des Gehens schweifen zu lassen. Ich raste am Fuss einer Lärchengruppe. Das zarte Rot, das die Zweige in die dunkle Bläue des Himmels hineinverschwendet, und die Ruhe dieser Welt teilen sich dem innern Menschen mit und lassen einen leichten Schmerz in der Herzgrube zurück, wohl weil vor der Gewalt der Landschaft das Denken um die gewöhnlichen Dinge des Tages nebensächlich wird. Es ist kaum zu begreifen, dass dieses unvergleichliche Hochtal, das als einziges Tal der Alpen westöstlich gerichtet ist, keinen grossen Denker hervorgebracht hat. Nietzsche freilich fand hier die Wahlheimat seines Zarathustra; welch ein Glück, wenn die beiden die Gäste aller Gäste hier oben wären!

Engadin, 5. Januar.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben jetzt noch 10 Millionen Arbeitslose bei 130 Millionen Einwohnern,

also rund 7,5 Prozent der Bevölkerung oder ein Fünftel sämtlicher Erwerbender. Das würde einer Arbeitslosenziffer Englands von 3,2 Millionen, einer solchen Deutschlands von 5½ Millionen entsprechen. Dieser Zustand herrscht jetzt neun Jahre. Also ist Amerika in einer schweren Dauerkrise und müsste vor empfindlichen sozialen Erschütterungen stehen. Denn eine solche Erwerbslosenzahl schafft nicht nur ein Heer der Ärmsten – wie es in Europa nicht existiert –, sie vernichtet auch den Mittelstand. Gleichzeitig hat aber dieses Land die Negerfrage zu lösen und muss auf gewaltige Strecken die Erde, die eineinhalb Jahrhunderte schonungslos ausgebeutet wurde, vor weiterer Verwüstung und Rache der Natur schützen. Es hat also die Wirren sozialer Natur, die Europa im Wesentlichen, mit Ausnahme nämlich von England, hinter sich hat, noch vor sich und überdies zwei schwere Sonderprobleme. Es ist mir daher unerfindlich, warum es Amerika ohne Arbeitseinsatz besser gehen soll, als es Europa trotz hohem Arbeitseinsatz ergangen ist. Das Land muss dunklere Zeiten vor sich haben als Europa, unter der Voraussetzung, dass dieses einen Krieg vermeidet.

Engadin, 6. Januar.

Um die Margna legt die Sonne einen Teppich rötlichen Schimmers, der sich vor die gelbgrüne Leuchtkraft des

abendlichen Firmaments hinbreitet und Überirdisches und gestirnhalt Grosses andeutet. Es ist, als ob die Ewigkeit selbst das Gewebe über das Tal und die Menschen legte. Wie ich das denke, spricht sie, ohne den sinnenden Blick vom Berg zu wenden: «Und zog das ungeriffte Leben an goldnen Seilen freundlich zu sich auf.» – Ich denke Hölderlin und denke Magier Empedokles; aber sie bleiben Namen. Ich sehe nur das hingezauberte Bild und spüre, wie der Raum sich verwandelt und wie das Glück des gleichen Denkens, dieser zarteste Bote des Überirdischen, zwischen uns steht.

Engadin, 8. Januar.

Es gibt vier grosse Formen der Sklaverei: Die echte, die im Britischen Reich 1833, in den Vereinigten Staaten 1865 und in Brasilien 1888 abgeschafft worden ist; die mittelalterliche und barocke Form der Leibeigenschaft und die moderne des Industrieproletariats. Von diesen dreien ist die letzte die kurzlebigste; denn in Europa ist sie kaum ein Jahrhundert alt geworden. Sie herrscht noch in Amerika und Russland, wo sie innerhalb einer Generation auch vernichtet sein wird. Die Historiker stellen es immer so dar, als ob im Weltgeschehen die Herrschaftsformen von den Dienstformen gesprengt würden. Aber wie, wenn die Dienstformen in der Weltgeschichte dauernd von den Herrschenden

aufgelöst worden wären? Ich kenne keine Geschichtsdarstellung, in der diese Frage Leitmotiv wäre. Aber zu ihren Gunsten spricht, dass der königlichste Hem scher, der griechische Geist des 4. Jahrhunderts v. Chr., die Dienstformen so geordnet hat, dass das wirkliche Geschehen der folgenden 2'200 Jahre sich ausnimmt wie die Stümperarbeit von Maurern, die kaum eine Hütte bauen können, und denen der Bauplan eines gewaltigen Domes in die Hände gefallen ist.

Die vierte Form der Sklaverei endlich ist die schlimmste, nämlich die Gleichstellung der starken Naturen mit den schwächern. Sie ist Todsünde wider die menschliche Natur und endigt mit der Zerstörung aller Staatsformen und aller Kultur.

Engadin, 11. Januar 1939.

Die leicht basedoiden Augen, der grosse Mund und ihr ungewöhnlicher Brillanten- und Perlenschmuck kontrastieren seltsam mit dem schlauen und realen Denken dieser klugen Frau. Das Ineinander wirkt so märchenhaft, wie wenn eine tropische Pflanze sich blühend aus glänzendem Schnee hobe. Sie hat sich sehr verändert: die Resignation hat ihre ganze süsse Jugendlichkeit ausgelaut.

Engadin, 13. Januar.

Die Eisläuferin lief auf dem Eise unerreicht bei einem eigentümlichen Mangel an Rhythmus und tänzerischer Begabung. Ihre Seelenlosigkeit hob den Kreis nicht zum Traum und zum Symbol des Vollkommenen, sondern löste ihn mathematisch in ein fast unendliches Vieleck auf. Ich hasse solche Menschen und bewundere sie. Ich hasse sie, denn sie täuschen mit allen Feinheiten und Tücken des Willens und des Handwerks Kunst vor und leben so täglich in einem ihnen lebensfremden Raum. Ich bewundere dieses Mädchen, denn der Einsatz und der Wille zur Leistung ist ungewöhnlich. Ein begabter Mensch müsste vor dem Erreichten direkt fleissig werden. Aber er schaut diesem Spiel zu und denkt an das Schicksal der Fleissigen: der Demosthenes und Buffons.

Engadin, 13. Januar 1939.

Beim Tee auf der Terrasse eines St. Moritzer Hotels hat mich das Wort der Holländerin aufhorchen lassen: «Sie ahnen nicht, wie demoralisierend es auf Frauen wirkt, dass die Männer nicht mehr eifersüchtig sein wollen. Und wenn sie

es sind, dann ist es leider häufig etwas wie ein Trägheitsmoment, das sie beim Tempowechsel ihrer nunmehr anders interessierten Geliebten aus der bisherigen Bahn wirft.» Ich sagte ihr darauf, dass die Feststellung, falls sie zu Recht bestünde, schlimm für die Männer sei; denn es wäre ein Zeichen dafür, dass sie im Verhältnis zu den Frauen degeneriert seien. Für die Frauen aber sei die Lage noch weniger erfreulich, weil sie dadurch auffällig in die Rolle des schwächeren Teils versetzt würden; denn für sie sei Eifersucht Naturgegebenheit. –

Ich las daraufhin Stendhals «Betrachtungen über die Liebe». Aber sie halten die klare Luft dieses Hochtales weniger gut aus, als ich hoffte. Sie sind, bei herrlicher Schärfe der Beobachtung, merkwürdig der Oberfläche zugewandt und durch die Zeit gebunden. Ich stelle an ihnen zuerst fest, welchen weiten Weg die Frau innerhalb eines Jahrhunderts zurückgelegt hat; und sodann: wie wenig Stendhal die so verschiedenen männlichen Eifersüchte scheidet. Gewöhnlich ist die Eifersucht des Mannes Platzhirsch-Komplex oder Trägheitsmoment; ein Glück, wenn diese aussterben. Wo sie verletzter Machttrieb ist, wird sie nie aussterben. Wo sie Fieberzeichen dafür ist, dass sich die männliche Seele zu tiefster Liebe wenden will, oder wo sie Vorwurf grosser Liebesfehler ist, da darf sie nicht aussterben. Sonst freilich wären die Männer degeneriert.

Für die Frauen, die ganz und ungeteilt lieben, ist die Eifersucht nicht wie für den Mann ein Gesundungsprozess, sondern eben naturgegeben. Deshalb muss die begabteste

Frau, mag sie noch so frei denken wollen, eifersüchtig sein. Sie ist es zuerst für ihre Liebe, dann noch einmal für ihre Liebe, dann für die Reinheit ihres Schosses und für ihre Kinder.

Die Eifersucht übrigens, die nicht animalischer Atavismus ist – und wie oft ist sie es nicht? –, setzt ein elementares Erfassen des Partners als Persönlichkeit voraus. Sie kommt typischerweise im Abendland erstmals bei den Entdeckern der Frau, bei Catull und Properz, vor. Sie ist römisch. Gerade daher glaube ich, dass die Europäer immer noch die eifersüchtigsten Erdbewohner sind.

Ich denke gering von den Völkern, denen diese Eigenschaft gänzlich mangelt. Dass es sie gibt – so seltsam es klingt –, hat schon Stendhal gewusst. Er notiert mit Vergnügen aus der Schilderung einer Reise nach den Missouriquellen 1806 den folgenden Bericht:

«Die Ricaras sind arm, aber gut und grossmütig. Wir hielten uns ziemlich lange in dreien ihrer Dörfer auf. Ihre Frauen sind schöner als bei den andern Stämmen, auf die wir gestossen sind, und sie lassen ihre Liebhaber nicht gern lange schmachten. Wir fanden einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, dass man nur in die Welt hinaus zu gehen braucht, um zu sehen, wie wandelbar alles ist. Unter den Ricaras gilt es als grosse Kränkung, wenn eine Frau ohne Einwilligung ihres Gatten oder Bruders Liebeswerbungen erhört, aber die Männer und Brüder sind hoch erfreut, wenn sie diese kleine Höflichkeit ihren Freunden erweisen dürfen.»

Zürich, 14. Januar 1939.

Es ist nachdenklich, wie sich Helena in der Odyssee schmückt, aber auch wie die Kunst ihres Hauses ist: sie hat einen silbernen Spinnkorb mit Rädchen unten dran und vergoldetem Rand. Wie lächerlich bescheiden ist dagegen der Luxus unserer Frauen geworden; und doch haben sie alle einmal die Odyssee gelesen. Helena müsste sie stark machen, von den Männern viel zu fordern.

Bern, 17. Januar 1939.

Ein Schrecken überkommt mich vor den Wandlungen, denen das Gedächtnis der heutigen Menschen ausgesetzt ist. Das Wort als Träger des Gedankens wird schwach; der Vers verschwindet beinahe. Die Menschen, die nur ein halbes Dutzend Gedichte der Klassiker ihrer Sprache auswendig wissen, sind selten. Die Vergangenheit verkümmert im Organismus des Gedächtnisses – man muss ein groteskes Bild wählen – zu Blinddarmgrösse und Bedeutung.

Von diesem Gedächtnisschwund, der vor allem die Bereiche des Geschichtlichen, der aufgehäuften Gedanken-

schätze und des Religiösen ergreift, geht eine furchtbare Erschütterung des Menschen aus. Durch ihn werden die niedern Formen der Revolutionen, in denen die höheren Bedürfnisse der menschlichen Natur verraten oder vernichtet werden, ermöglicht und erleichtert. Ein starkes Gedächtnis ist eine seelische Bindung wie das Vaterhaus. Es ist die Heimat des Geistes. Man bedenke einmal allen Ernstes, dass europäische Nationen dank ihres starken Gedächtnisses auf einen neuen Weltkrieg verzichten müssten. Denn die Erinnerung an die menschlichen Niedrigkeiten, die furchtbar Epoche machten, und an das Grosse, das sinnlos verschwand, würden sie an neuem Beginnen hindern.

Die moderne Erziehung muss das Gedächtnis wieder ganz anders pflegen. Sie sollte sich daran erinnern, dass nur durch das kritische Gedächtnis Bildung möglich ist, und dass wiederum nur durch die Bildung die unersetzlichen Schöpfungsakte, Kunstwerke, Gedanken, Einfälle und Gnadenaugenblicke, dem Menschengeschlecht bewahrt werden. Bei den Römern hiess Geschichte *memoria rerum gestarum* «Erinnerung an Dinge, die getan worden waren». Es war also lebendige, vom Gedächtnis bewahrte Geschichte – und eben nur deshalb Geschichte!

Ich will aber nicht nur das Negative sehen. Denn unverkennbar deutet sich auch ein neuer Gedächtnistypus an, der Mitschuld am Schwinden des alten hat. Ich möchte ihn das Bild- und Landschaftsgedächtnis nennen. Es ist undenkbar ohne die Hilfsmittel des starren und beweglichen Lichtbil-

des und des Automobils. Durch Photographie und Film kann sich der Mensch mit Bildern füllen, in denen die Gegenstände durch Ort und Zeit gleichsam festgelegt sind. Das Automobil aber bietet ihm den Filmstreifen der Wirklichkeit. So bildet sich ein Gedächtnistyp, in dem nüchterne Klarheit mit dem Zwang zum kritischen Vergleich sich vereinen. Ich halte dieses Gedächtnis für eine neue und bedeutungsvolle Reichtumsmöglichkeit unseres Daseins.

Bern, 18. Januar 1939.

Wie sehr die Welt und alle Messkunst es mit Ungleichheit zu tun hat, beweist die betäubende Tatsache, dass erst im Jahre 1557 der Mathematiker Recorde das Gleichheitszeichen in die mathematische Symbolsprache eingeführt hat!

Bern, 19. Januar.

Die Griechen sahen das Wesen der Seele darin, dass sie Bewegendes und sich selbst Bewegendes sei. Sie dachten daher sehr hoch vom menschlichen Tätigsein. Es wäre für sie selbstverständlich, das Genie mit dem königlichsten der Elemente zu vergleichen, mit dem Radium, diesem Symbol

schöpferischer Bewegung und Verschwendung: ein Gramm Radium stösst nämlich in der Sekunde 34 Milliarden Heliumatome aus.

Was das bedeutet? Wenn ein rascher Redner in der Minute 125 Wörter im Durchschnitt spräche, so müsste der Arme pausenlos Tag und Nacht 514 Jahre, 11 Monate und 13 Tage lang sprechen, um die gleiche Summe von Wörtern auszustossen.

Bern, 20. Januar.

Ungewöhnliche Freude überkommt mich, wenn ich daran denke, wie die Welt auf Bali von der Gegenwart und von der Bewegung der Seele erfüllt ist. Die Darstellung des Holländer Arztes Doktor Jabius «Liebe und Tod auf Bali», ist ein ungewöhnliches Beispiel dafür, dass eine in sich geschlossene Kulturwelt in ihrem Wesen künstlerisch erfasst werden kann.

Alles Bedeutende geschieht, wie es scheint, bei den Balinesen im Trancezustand oder in den Vorstadien der Trance, also mit magisch gerichteter Seele. Vielleicht ist diese Tatsache für die meisten Völker gültig, vielleicht selbst für die Individuen; sie müsste daher die Mitte jeder ernstesten Massenpsychologie sein. Nur für die europäischen Völker scheint die Trance kein Stadium zu sein, sondern ein Studium. Kommt es daher, dass sie dort, wo sie einmal erscheint, eine furchtbare zerstörerische, nie aufbauende

Gewalt zeigt? Aufbauende Gewalt hatte sie wohl nur, wenn das Unerhörte gelänge, dass ein Zauberer über Europa eine ungeheure Trance schöpferischen Friedens beschwörte!

Bern, 21. Januar 1939.

Ein Bauer auf Bali gab von den Erträgen seines Feldes die Hälfte an den Fürsten ab und dann einen Zehnten an die Arbeitsgemeinschaft. Erntete er zum Beispiel 100 Garben Reis, so gingen hiervon 50 an den Fürsten und 5 Garben an die Arbeitsgemeinschaft. Er hatte also eine Steuer von 55 Prozent auf sich!

Die Steuer ist das Opfer des Einzelnen, mit dem er sich die Ordnung und die Dignität der Gemeinschaft erkaufte; also eine Versicherung gegen das Animalische im Menschen. Ob die Ordnung im Weltall auch so teuer zu stehen kommt wie in den menschlichen Gemeinschaften?

Die Steuer ist in Europa seit Solon eine der gefährlichsten Ursachen von Staatsänderungen gewesen, und zwar bei allen Ständen. Denn wo das Opfer dem Einzelnen zu hoch erschien, forschte er nach jenen, die das Opfer verlangten. So löste sich ihm der Staat in kämpfende Gruppen auf; naturgemäß wirkt diese Entdeckung vernichtend auf das ethische Verhalten. Überhöhte Steuern zerstören also nicht nur das Staatsdenken des Einzelnen, sie gefährden auch sein allgemeines sittliches Verhalten. Der Staat, der dies ver-

meiden will, muss dann einen neuen Gegenwert schaffen – oder zum Mittel der Trance greifen, wie auf Bali.

Bern, 24. Januar.

Lorenzo Ghibertis Denkwürdigkeiten sind eine Fundgrube künstlerischer Überlegungen, wie sie nur noch von Dürers Skizzenbuch und den Aufzeichnungen des Leonardo da Vinci überboten werden. Die wuchtige Masse der Tradition sammelt sich hier fast erschreckend. Am auffälligsten wohl in den Kapiteln über die Lehre der menschlichen Proportionen. Schon die griechischen Bildhauer Polyklet, Lysippos und Praxiteles hatten Muster menschlicher Gestalten gebildet und ihre Kanones theoretisch begründet. Leider frass die Zeit ihre Schriften. Aber ein letzter Überrest findet sich in jenem seltsamen Vitruvkapitel des dritten Buches über die Architektur. Da behauptet der augusteische Baumeister, dass die menschliche Gestalt zehn Gesichtslängen, das sind $8\frac{1}{2}$ Kopflängen, gross sein müsse. Aber die schöne normale Gestalt ist nach den Feststellungen der Forscher knapp $7\frac{1}{2}$ Kopflängen gross. Der menschliche Kopf scheint also in der Kunst des 5., 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. zugunsten des Körpers immer kleiner geworden zu sein. Wie für das Pferd haben die Künstler für den Menschen zum kleinen Kopf oder zum athletischen

Körper hingestrebt. Selbst Dürer, der sich leidenschaftlich mit diesem Problem beschäftigte, weil der Künstler in ihm seine Wesenssicht vom Menschen andeutet, setzt den Körper mit $9\frac{1}{3}$ Gesichtslängen an, um ihn dann nach Geschlecht und Alter, Breite und Umfang kühn zu variieren und damit eine neue Epoche der Darstellung des menschlichen Körpers zu beginnen.

Waldried, 25. Januar.

Was ein mit Tradition gefülltes Kapitel selbst eines mitelmässigen Schriftstellers vermag, zeigt ungewöhnlich scharf die Erkenntnis Julius von Schlossers: «Vitruvs berühmtes Kapitel über die Proportionen ist ja der Ausgangspunkt für die gesamte Renaissance-Spekulation auf diesem Gebiet geblieben.» Kommt es auch von diesem Kapitel her, dass die Formung des menschlichen Körpers nach dem Goldenen Schnitt nicht herrschend geworden ist?

Bern, 26. Januar.

Das unheimliche Wort Platons, wonach das jahrtausendealte Beharren der Ägypter kein Zeichen der Schwäche, sondern das eines ungewöhnlichen Willens sei, beschäftigt mich. Diesen Willen offenbart Ägypten in seiner Plastik,

die ausser der europäischen nichts Vergleichbares in der Welt hat. Wie uneuropäisch sind die Proportionen dieser Körper. Die Gestalt der Königin Hatschepsut (1480 v. Chr.) ist wie jene der Takschat (700 v. Chr.) von uneuropäischen und doch epochemachenden Proportionen: die langgestreckten Körper heben den Willen zur Dignität in dem nicht eben langbeinigen Volk zu ungewöhnlich; und welche Fülle der Brust an den schlanken Gestalten. Der Blick des Künstlers ist voll auf hohe Haltung und auf das Geschlecht gerichtet. Eine Mischung, die selbst in Europa nie so selbstverständlich, so expressiv Körper geworden ist. Diese Kunst ist fremd und herrlich wie die königliche Geschwisterehe der Ägypter.

Waldried, 29. Januar 1939.

In der Literatur häufen sich jetzt die Sammlungen und Kompendien. Gewiss gibt es Gutes darunter, aber die Bedeutung des Sammelns, das Hofmannsthal im «Deutschen Lesebuch» und in «Wert und Ehre deutscher Sprache» zeigte, erreichen sie nicht.

Ein unangenehmes Gefühl beschleicht mich vor diesem Tun. Mir fällt ein, dass das zweite Jahrhundert n.Chr. mehr Auszüge und Sammlungen hervorgebracht hat als drei schöpferische vorchristliche Jahrhunderte. Sollte diese Art

Sammeln – und es gilt für den angelsächsischen und romanischen Bereich nicht weniger als für den deutschen – eine spätalexandrinische Manier sein? Ein schüchternes Aufbewahren dessen, was Generationen schöpferisch hingeworfen haben? Echte Sammlung ist und bleibt mit Schöpfertum verbunden. Wo das zweite fehlt, traue ich dem ersten nicht.

Und drucken wir nicht auf Papier, das mehr Untergang als Dauer verspricht? Lesen wir nicht mit einem erschreckenden Ungefühl für die Schönheit und Nichtschönheit einer Type, trotz der edlen Anstrengung des Buchgewerbes?

Es ist ein scheinbar verrückter Gedanke, der mich quält, aber ich will ihn doch in Worte fassen: geht der grösste Teil der gedruckten Meinung nicht rein materialmässig innerhalb von zweihundert Jahren zugrunde? Schafft sich die Zeit auf diese Weise Luft? Aber bedeutet das nicht, dass unser geistiges Schaffen in hundert bis zweihundert Jahren in Staub gesunken ist und unsere Generation kommende Geschlechter mit einer besonderen Leere erfreut? Ich denke dies, wenn ich rein äusserlich das Papier und seine Eigenschaften, das sehr vergängliche Kleid der Gedanken, betrachte.

Es gibt eine Kalokagathie, ein Schön- und Gutsein des Buches, wie die Griechen sie für den Menschen kannten. Eigentümlicherweise erfüllt heute das Bild-Buch sie eher als das Wort-Buch; es tritt zur Rettung der Vergangenheit und der Gegenwart, auch zur Wahrung des künstlerischen Gefühls in dieser Generation erstmals mit gleichen Ansprüchen neben das Wort-Buch.

Bern, 30. Januar.

Was Klugheit sei, lehrt Cicero: sie vereint das Wissen um die Vergangenheit mit scharfem Denken und mit der Sicht in die Zukunft. *Prudentia constat e memoria, intelligentia, providentia*. Ja noch mehr: zu Ciceros Zeit war diese Feststellung Schulweisheit; welch ein Glück, wenn sie wieder Gemeingut würde!

Waldried, 2. Februar 1939.

Je bewusster und wissender die Menschheit wird, umso mehr Stücke schneidet sie aus dem Unbekannten der Zukunft. Ist nicht schon heute die Zukunft verdächtig normalisiert? nämlich durch die Regulierung der Gefahren und Tücken der Jahreszeiten, denen noch vor einer Generation die dreifache Zahl der Menschen zum Opfer fiel; durch die Nivellierung des Reichtums und der menschlichen Genüsse, die zunehmend markenartikelähnlich werden: und durch alle die Dinge, die es vor einem Jahrhundert, sogar noch vor vierzig Jahren nicht gab!

Die eigentliche Zukunft liegt in der Explosionsmöglichkeit bedeutender Leidenschaft, also im Kairos des Schaf-

fens und Lebens, in Krankheit, Tod und Geburt. Zukunft von Belang gibt es daher vor allem für die Persönlichkeit; für die übrigen Menschen fängt sie an auszusterben.

Und am Ende dieser Entwicklung? Also nach der höchsten Normalisierung der Arbeit und Ausschaltung der Arbeitsrisiken, nach Verregelung der Wirtschaft und steter Nivellierung des Besitzes? Da sehe ich einen Menschen, der sehnsüchtig nach der Zukunft vergangener Jahrhunderte blickt und gegen «das Leben und die Gesellschaft der vorweggenommenen Zukunft» rebelliert wie ein leidenschaftliches Weib gegen einen langweiligen Mann.

Waldried, 3. Februar.

Dadurch, dass die Wissenschaften nach dem Vorbild der Mathematik ihre Probleme auf null und 180 Grad ausdiskutieren, greifen sie durchaus entscheidend in die Zukunft des Menschen ein. Dies gilt besonders von den angewandten Wissenschaften und Künsten, also von der Medizin, der Chemie, der Physik, der Statistik usw. Die «Schätzung», die die Wissenschaften wagen, ist die Prophetie des Verstandes. Das gilt schon vom Medikament. Denn es ist das Resultat einer Schätzung, in der die Wirkung wesentlich bekannter Grössen unter Einschluss vieler unbekannter «gegriffen» wird. Sehr ähnlich verhält es sich mit den Erfindungen.

Und weiter: jede Ernteerwartung, jede Voraussage der Förderung oder des Verbrauchs von Rohstoffen ist eine in die Zukunft verlängerte Statistik. Ähnlich müsste jeder Historiker seine Forschung mit einer weih politischen Vorschau abschliessen; Jakob Burckhardt hat sie angedeutet, Nietzsche und Oswald Spengler haben sie leidenschaftlich gewagt. Sie sind die bewundernswerten Beispiele dafür, dass das Pochen an den Toren der Zukunft die Kraft der Forscher und Seher erprobt.

Waldried, 4. Februar 1939.

Die Mitte des antiken Denkens war der Staat, des mittelalterlichen Gott und Kirche, die des Barock der Staat und die Kirche, und die unserer Zeit Wirtschaft und Staat. Hierbei ist das Wirtschaftsdenken unserer Generation gegenüber jener der Vorkriegszeit verdoppelt, gegenüber jener von 1850 verdreifacht. Die drei Hauptursachen für diese Intensität sind bekannt: die Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung, dank der die Notizen sämtlicher Märkte in kurzen Stunden über Erdteile hin gewusst werden und das Handeln bestimmen; die letzten Auswirkungen einer sozialistischen Denkhaltung, wie der des Marxismus, die das Weltgeschehen nur als Wirtschaftsproblem erfassen will; der Wettlauf der Verkäufer, deren immer mehr werden,

nach dem Käufer, der in den letzten zehn Jahren merklich schwächer geworden ist.

Gleichzeitig mit der Stärkung des Wirtschaftsdenkens haben die Wirtschaftssorgen eine Umlagerung erfahren, wie sie vielleicht seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. ähnlich nicht mehr bestanden haben. Sie sind nämlich beim einfachsten Mann geringer geworden, beim Bauer ebenfalls, und sind bei den besitzenden Schichten fieberartig gestiegen. Diese Wandlung ist auffällig für die entwickelten Länder des Kontinents, besonders für Frankreich, Holland und die Schweiz. Sie gilt, vorläufig (aber auch nur vorläufig!) noch gemindert, für England und Nordamerika.

Im geschichtlichen Licht indessen erscheinen diese Wirtschaftssorgen weniger schwer. Gewiss, es ist auffallend, dass sie gewöhnlich in umgekehrter Reihenfolge und Stärke von heute vorhanden waren. Aber natürlich bestanden sie immer und für alle Stände und Berufe. Die erste der Hauptsorgen, die Nahrungssuche, regelte der Mensch Jahrtausende hindurch mit Vorratssammlung, mit Eigentum, und erst in unserer Generation durch jene Satzung, die in gewaltigem ethischem Aufschwung alles Naturrecht überwindet, ich meine durch «das Recht eines jeden auf Arbeit». Die zweite Hauptsorge, nämlich die, Hab und Gut zu verlieren, fand zwar früh den Rechtsschutz gegen Enteignung. Aber als Wirtschaftssorge fand sie kein so wesentliches Regulativ wie die Nahrungssuche. Das zeigt die auf Jahrhunderten ruhende Erfahrung der englischen Ökonomen: nach ihr

zehrt sich ein Vermögen in ruhigen Zeiten in drei Generationen selbst auf, um von der rascheren Vernichtung in unruhigen Zeitläuften zu schweigen. Diese Erfahrung hat im Vergleich zu früheren Jahrhunderten leider die gleiche Beschleunigung erlitten wie die Verkehrsmittel! Und dabei ist die Zerstörung des Eigentums durch Krieg, Münzverschlechterung, Konfiskation schon bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so häufig gewesen, dass man sich wundern müsste, woher der Mensch den Mut zum Sparen nimmt. Der Nationalökonom könnte da den Philosophen mit einer bedeutenden Schlussfolgerung aushelfen: nämlich dass nach Ausweis der Wirtschaftsgeschichte der Sparwille ein Wesensbestandteil des Selbsterhaltungstriebes sei.

Worin ist nun die Wirtschaftssorge des starken europäischen Individuums im Besonderen begründet? Es steht vor einer volkswirtschaftlichen Unmöglichkeit: es muss erhalten ohne zu sparen. In diese Zwangslage ist es versetzt, weil es in allen Staaten Europas ein bis zwei Drittel seines Einkommens in Form von Steuern abgibt, jedoch nur in wenigen seine volle Arbeitskraft nutzen kann. Die Zwangslage des Erhaltens ohne zu sparen ist eine bedeutende Gefahr für jeden Staat: denn der nichtsparende Mensch ist ein Feind des Staates, weil er von ihm lebt; und der, dem das Sparen verwehrt wird, wird ein Feind der Gemeinschaft, weil sie von ihm lebt.

Im Sparen scheint mir Deutschland einen interessanten Weg zu gehen. Hier stieg in den Jahren 1933 bis 1938 das Sparkapital um 7 Milliarden Reichsmark, also um rund 70

Prozent des früheren Bestandes. Dies in einem armen Land, in dem die schwerste Inflation keineswegs vergessen ist! Ist da nicht der bewunderungswürdige Wille lebendig, sich gross zu hungern? Deutet sich da nicht das zähe Leben stiller Charaktersubstanz an? Denn wenn heute gespart wird, so zeigt sich darin gewiss zuerst der Selbsterhaltungstrieb, aber auch seine Weitung zu hohen Kulturzielen: zur möglichst guten Erhaltung der Familie; zur Reinhaltung des väterererbten Schildes; zum Willen, sein Ich zu wahren und kein Parasit der Gemeinschaft zu sein. Alle Kultur des Menschen beginnt mit dem Eigentum; der Satz ist kein Gegensatz zum Goetheschen Spruch: «Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur.» Umso weniger als Ehe und Familie das Eigentum voraussetzen oder es fordern.

Am Abend.

Der schlagwortreiche Mensch von heute ist geneigt, die Anerkennung des Eigentums mit Lob des Reichtums gleichzusetzen. Ein grosses Missverständnis, wie die Armut selbst zeigen mag.

Es gibt drei wesentliche Formen der Armut: das echte Nichtshaben; das Leergefühl, das in der Steigerung der Begierden seinen Grund hat; der überlegene Verzicht auf mehr.

Gewöhnlich meint man mit dem Wort Armut die erste Form. Und doch gehört gerade sie im entwickelten Europa

der Vergangenheit an und dürfte nur nach einem neuen Weltkrieg und nach schicksalhafter Verblendung des ganzen Erdteils wiederkehren.

Es ist wohl eine der grössten Taten der letzten drei Generationen gewesen, den Zustand, in dem der Mensch das zum Leben Nötige nicht hat, und jene mildere Form der Armut, durch die jegliche Annehmlichkeit des Lebens versagt ist, abgeschafft zu haben.

Und ein zweites Mal wurde die Armut aus Europa verbannt. Denn selbst wenn es im streng materiellen Sinn noch Menschen gibt, die «so gut wie nichts» zu haben scheinen, so sind sie dagegen durch die wahrhaft erhabene Teilhabe an den Gütern der Gemeinden, Kirchen und Gemeinschaften, durch die Teilnahme an den Segnungen der Staatseinrichtungen, Krankenhäuser und der Technik gefeit.

Die weiteste Verbreitung in Europa hat die zweite Form der Armut: das Leeregefühl, das in der Steigerung der Begierden seinen Grund hat. Von ihr sind die Reden des Erdteils voll, wobei sie unklar genug mit der «ersten Armut» gleichgesetzt oder von ihr gar nicht getrennt wird. Soziale Erschütterungen der Zukunft müssten von ihr ausgehen, dürften also weit schwächer sein als jene früheren, die von der «ersten Armut» kamen. Wo sie rein materielles Mehrhaben-Wollen ist, wird sie zum unglücklichsten Schicksal Europas, weil sie die inneren Güter des Menschen vernichtet und jene Unzufriedenheit, die wertlos ist, schafft. Sie ist dann die schwarze Schwester der dritten Armut, des überlegenen Verzichts auf mehr.

Zu dieser bekannten sich – wenn auch überraschend verschieden nach Sinn und Stärke des Armutswillens – ihre bedeutendsten Pfleger Horaz, Franziskus von Assisi und Thomas a Kempis gerade in Zeiten, da wuchtiger Reichtum herrschte. Eben dies ist bezeichnend; sie erkannten die Gefahren des Reichtums zu klar: seine Angriffe auf das gerechte Handeln; seine Sucht, Mitmenschen zu vergewaltigen; seine Neigung, allen Begierden nachzugeben und den Menschen der Degeneration eilig entgegenzuführen; seine böse Kraft, den innern Menschen zu ersticken.

Mit steigendem Argwohn verfolgten schon die griechischen Denker den Reichtum, den sie vorsichtig doch als Gut anerkannten, und stellten bald fest, dass die beste Lage für den Menschen das Mittlere zwischen nichts und viel, zwischen arm und reich sei. Daran hielt sich, als ein Meister der Lebenskunst, Horaz, der mit bewundernswürdiger Festigkeit auf jede Mehrung seines Besitzes verzichtete.

Und noch einmal und grösser war es dem Mittelalter vorbehalten, in der Armut eines der wichtigsten Mittel zur Vollkommenheit des Menschen zu sehen. Franz von Assisi und Thomas a Kempis erkannten in ihrem strengen, auf Gott und das Jenseits gerichteten Denken, dass der gänzliche Verzicht auf äussere Güter das rascheste Wegräumen der Hindernisse auf dem Wege zu Gott sei; für sie wird der Satz des Testaments «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon» zur innersten Überzeugung. Da ergiessen sich denn aus dem Überfluss ihrer Herzen die Kräfte der freiwill-

ligen Armut über Europa und mit ihr ein Strom echter Nächstenliebe und erneuerten Willens zur einfachen Arbeit. Die *vita contemplativa* der Bettelorden und die Entstehung der ersten sozialen Demokratie Europas, der schweizerischen Eidgenossenschaft, ist das Ergebnis dieses neuen Lebensideals.

Die Menschen dürfen die Kraft zur dritten Armut – der nur diesseitigen Horazischer Prägung aber auch der jenseitigen mittelalterlichen Art – nie verlieren; denn sie sind hohe Stufen menschlichen Vollkommenheitsstrebens.

Waldried, 5. Februar 1939.

Ob das wirtschaftlich starke Individuum kulturtragend sei, ist eine Frage von unheimlichem Ausmass. Max Weber hat sie zögernd, Oswald Spengler leidenschaftlich bejaht. Des letzteren Einsicht ist gegründet in der Geschichte von der Förderung und Erhaltung der Kunstwerke, der Erfindungen und Bagedanken, aber auch in der Geschichte der Kirchen und sozialen Einrichtungen.

Ein einfaches Experiment lohnt sich beim Durchdenken dieses Gedankens. Man tilge einmal aus einer beliebigen Geschichtepepoche den Reichtum aus. Man wird sehen, dass es eine Kultur ohne jene Ökonomie, die das starke Eigentum allein zu formen scheint, nicht einmal in so idealgesinnten Ge-

nerationen wie der des Perikles und der des jungen Bürgertums des 19. Jahrhunderts gibt und nicht einmal in so frommer Umgebung wie der des Benediktinerordens.

Am 26. September 1931, am Tag der Abwertung des englischen Pfundes, ist die Sterbestunde des alten europäischen Reichtums angebrochen; es wird ein langsames und fürchterliches Sterben sein, und es ist ungewiss, ob es fünf, zehn oder fünfzig Jahre dauert und ob es mit der Geburtsstunde eines neuen, geläuterten Reichtums verbunden ist. In diesem Augenblick ist es an der Zeit, zwei Erfahrungen festzuhalten. Die erste: es gab keine Kultur des Abendlandes ohne starkes Eigentum. Die zweite: es liegt im Wesen des Menschen und der Gemeinschaft begründet, dass Staaten, die den Reichtum zur Gänze nivellieren, auch keine Kultur mehr schaffen, ja sogar die ererbte nicht zu bewahren vermögen. Europa hat diesen Punkt in keinem Staat erreicht, aber es ist auf dem Wege dazu. Gewiss zunächst durch die Gefahren, denen es das Eigentum aussetzt; dann aber auch durch die veränderte Existenzform, die es den wirtschaftlich Starken bietet.

Die führende Wirtschaftsschicht vermag sich nicht mehr in den ausserwirtschaftlichen Bereichen zu entwickeln und verengt. Ihre geistige Verarmung wäre infolge Nerven Verbrauchs und Zeitnot für das künftige Leben der Völker nicht weniger gefährlich als ihre wirkliche Verarmung. Es ist indessen möglich, dass hier die Technik gerade in zwölfter Stunde den Ausgleich zu schaffen vermag!

Waldried, 7. Februar 1959.

In den letzten zehn Jahren haben 54 Länder ihre Währung abgewertet, darunter alle europäischen, mit Ausnahme Deutschlands, das eine Festung der Zwangswirtschaft um sich aufgebaut hat. Diese Abwertungen haben auch ihren Beginn in Europa – bei England – genommen. Und wenn sie hernach über die ganze Welt gingen, so sind sie doch ohne die Nachkriegshaltung der Europäer undenkbar.

Sie sind in ihrem Ausmass von jenen der unmittelbaren Nachkriegszeit, 1919 bis 1925, nicht übertroffen. Sie haben im Abendland viele Vorstadien: man denke an die zahlreichen Mnzverschlechterungen der Griechenstadte, des republikanischen und des kaiserlichen Rom, der mittelalterlichen und barocken Fürsten; und doch sind diese der zweiten Abwertungsepidemie der letzten zwanzig Jahre nach Wucht und Furchtbarkeit nicht vergleichbar. Während die erste durch den Weltkrieg unmittelbar verursacht war, so war es die zweite dadurch, dass Regierende und Fordernde innenpolitisch und aussenpolitisch den Begriff des Haushaltens mit dem Geld ihrer Mitmenschen völlig verloren hatten. Für sie hat Paul Bang das Wort geprägt: «Geldentwertung ist die bequemste, feigste und schnellste Form der Enteignung.» – Enteignung setzt aber immer Macht für

Recht und trifft den, der etwas hat und üblicherweise nur deshalb hat, weil er gespart hat. In der Abwertung vernichtet die Feigheit und Nichtarbeit von heute die Arbeit von gestern und den Aufbauwillen von morgen. Daher sind Geldentwertungen, die nicht aus tiefster Armut und daher aus elementarstem Selbsterhaltungstrieb eines Staates gemacht werden, undenkbar ohne Abwertung des Geistes und seiner Tradition und ohne Abwertung des Charakters. Sie sind die europäische Form des Bolschewismus und daher eine der schwersten Krankheiten Europas und seiner Tradition. Man sollte nicht vergessen, dass die zweite Abwertungsepidemie vom grossen England ausging.

Es ist denkbar, dass in hundert Jahren ein kühner Geschichtschreiber die Entsittlichung Europas an der Abwertungsepidemie 1929 bis 1938 darstellt und aufweist, wie mit den Machtmitteln des Staates mehr Anarchie geschaffen wurde, mehr Charakter und aufbauende Volkssubstanz vernichtet wurde als durch den Weltkrieg.

Waldried, 8. Februar.

Staatliche Erschütterungen erfüllen das Entropiegesetz wie ein chemischer Prozess: auch in ihnen gibt es einen Rest Energie, der nie mehr verwendbar ist. Er ist theoretisch klein, praktisch aber leider unvergleichlich grösser als der Vergleich ahnen lässt.

Waldried, 9. Februar.

Nach der Früharbeit waren wir zu einem Spaziergang über die Felder aufgebrochen. Im Schweigen des eisigkalten, klaren Wintermorgens erschien Geheimnis und Eigenart des Berner Mittellandes deutlicher als sonst. Die massigen Hügel kamen mir vor wie der Rhythmus eines gewaltigen Gesprächs der Alpen mit dem Jura.

In der Ferne hoben sich, wie von der Zartheit des Pao J gezeichnet, die Linien der Hochalpen. Wir näherten uns der Birkenallee, die mit dichtem Reif bedeckt war und wie der Traum einer Silberbrücke zu schweben schien. Das erste Bäumchen der Reihe nahm mich gefangen. Mit seinen Milliarden Kristallen, in die eben die erste Sonne fiel, schien es ein Wunder des Unberührten. Die wohlgeformten Zweige waren wie in dem anmutigsten Spiel erstarrt und doch bereit, im nächsten Augenblick sich zu regen. Wie eine Ahnung des Dunkeln, das sich im Lichten lösen muss, drängte das tiefe Grau des Stämmchens durch.

Sie scherzte: «So mögen dir die Zweige immer vor dem Dunkel stehen und den Blick für die höchste Ferne doch frei lassen.»

Waldried, 11. Februar.

Jenes römische Wort, in dem Erfahrung und Persönlichkeit bedeutend sind, findet sich heute durchaus auffallend im wirtschaftlichen Bereich. Ich denke an die Engländer Walter Layton und Lord Tweedsmuir, an die Deutschen Wilhelm Wagemann und Paul Bang. Ihr Wort hat die Kraft, gültige Verkürzung vieler Worte zu sein. So eint sich in Bangs Aphorismen zur Wirtschaftsweisheit – sie seien Beispiel für alle – die wirkliche Gegenwart europäischen Geschehens mit dem Denken und dem Willen eines Mannes, der in der Wirtschaft steht und auf glückliche Weise bei den Grossen des Abendlandes beheimatet ist. Dieser Menschentypus ist gleichsam der Bruder des englischen Scholar-Politician, des Staatsmannes, der von seiner humanistischen Erziehung Liebe und Pflege der Wissenschaften forschend bewahrt; er kann nicht stark genug sein und dürfte in England wohl zwei Generationen sicher führen.

Waldried, 13. Februar.

Die wuchtigen Auseinandersetzungen eines Jahrhunderts über das Wesen des Eigentums, die Tönnies zusammenfasste, haben jetzt eine erste Klärung gebracht. In drei

Grundformen ist das Eigentum unverzichtbar: als aufgestapelte Arbeit und wesentliches Regulativ der Lebenssorge, als Ausstrahlung der Persönlichkeit und als Anfang der Kultur. Die zwei letzten Formen werden durch eine Forschung, die erst noch ihre Blüte erreichen wird, ins helle Licht gerückt werden. Sie sind nicht nur wirtschaftliche, sondern geschichtliche und philosophische Erscheinungen ersten Ranges.

Das Ergebnis aus diesem Bemühen wird zuerst ein Satz sein, der zur Grösse eines Axioms erhoben werden wird: dass das Eigentum ursprünglich und wesentlich im magischen Kreis der Persönlichkeit gebunden ist. Es ist der Grund eines zweiten, nicht weniger wichtigen Satzes: dass derjenige, der das Eigentum leugnet, auch den Begriff der Persönlichkeit aufzuheben bereit ist.

Wenn das Eigentum in seinen drei Grundformen und damit in seiner Grösse und Begrenzung den Menschen allgemein gegenwärtig ist, dann, freilich nur dann ist die europäische Basis der zuträglich freien und zuträglich gebundenen Wirtschaftsformen vorbereitet. Um diesen Punkt zu erreichen, wird Europa noch zwei bis drei Generationen älter werden müssen. Und vielleicht hat es dann noch einmal die Kraft, dieses schöne Geschenk andern Erdteilen – Amerika und England hätten es dringend nötig – zu übermitteln.

Waldried, 15. Februar 1939.

Der kalte Winterabend zeichnete mit der Schärfe eines Kupferstechers die weissen Konturen der Alpen in die Bläue des Himmels. Mir aber war es, als ob der Augenblick als sichtbare Grösse in Berg und Baum wirkte und die Dimensionen ihrer körperlichen Natur sprengte. Ich murmelte: «Die Zeit ist wie die Schwester der Seele. Sie haucht den festesten Körpern gleichsam ein zweites Leben ein, so dass sie plötzlich in kaum denkbare Bewegung gegenwärtig sind.» – Sie sagte, und es war als ob ihr Blick durch die Bläue hindurch»' dränge: «Es ist wieder die Stunde, wo die Reine und Klarheit wie erschaubare Gottheiten in der Luft sind.»

Kleine Scheidegg, 16. Februar.

Die zahlreichen Gäste sassen oder standen und gaben sich träumerisch und vergnügt den Sonnenstrahlen hin und liessen ihre Augen bald zu den Fels- und Gletscherabstürzen des Eigers, Mönchs und des Silberhorns hinschweifen, bald zu den lieben Nachbarn und auf die abfahrenden Gestalten, bald zu den ferneren Gipfeln.

Freundliche Hände hatten etwas abseits am Hang einen Sitz in den Schnee gebaut. Da weckte mich aus dem Sinnie-

ren mein eigenes Lachen. Ich sah nämlich plötzlich keine Menschen mehr, sondern nur Bewegungen der Menschen. Ihre Gebärden, ihr Gehen und ihr Fahren vereinfachte sich mir zu dem gleichen Zeichen des Charakterausdrucks, wie sie der Graphologe in der Schrift, diesem zuverlässigen Stereoskop seelischer Bewegungen, feststellt. Ich sah eine Sammlung bunter Schriften vor mir, in statu nascendi, und viel gestörte, aber auch einige freie Rhythmen.

Ein anderes indessen erschreckte mich. Mir war plötzlich klar, dass der Skilauf der wuchtige Gegner jenes Tanzes ist, von dem Lukian sagte, er sei mit der Erschaffung der Welt und dem uralten Eros entstanden, also eine Wesenskraft des Menschen, sogar grösser als das «moralische Gesetz in mir». Denn erwürgt dieser schnelle Lauf, wenn alle Muskeln angespannt sind und die Erwartung auf das Hindernis der nächsten Sekunde den Körper strafft, nicht jeden Rhythmus? Wandelt sich da der Mensch nicht aus einem rhythmischen Organismus zu einem dahinsausenden Geschoss? Der Wille des modernen Menschen, Geschoss zu sein und dessen Gesetze zu ertragen, wird selbst in Flugzeug und Auto nicht so klar wie auf den zwei einfachen hölzernen Laufschiene. – Löst der Skifahrer deshalb so gern im Tanz seine Glieder und erholt sich so von seinen Versuchen, Geschoss zu sein?

Am Thuner See, 17. Februar 1939.

Die Felsen des Beatusberges tranken gierig die Sonne. Wir hielten an einer Wegbiegung, wo die Strasse hoch über See und Felsstürzen sich hinzieht. Hier umfasst das Auge die schroffsten Linien der Hochalpen und die weichen Hügelzüge, die die Ebene andeuten, in ihrer reichen Vielfalt und so unmittelbar, dass der Mensch zum staunenden Denken gezwungen wird. Hier hatte der Junge, bevor ein fremder Erdteil ihn aufnahm, Abschied von mir genommen. Hier kam sie sich vor, wie die stille Richterin, welche die Gereiften von den andern scheidet.

Ich unterbrach die Stille: «Wir sollten die Wanderung des letzten Sommers, in der so vieles gewiss geworden ist, in verengertem Kreis fortsetzen; ich meine, dass ein Radius von höchstens 600 Kilometer diesmal den Kreis um das Gotthardmassiv legen sollte. Umso grösser sei der Spaziergang der Seele.»

Waldried, 25. Februar.

Als ich nach den Fiebertagen den Arzt mit den Worten begrüsst: «Das Leben ist kurz und lang die Kunst und flüchtig der Kairos», meinte er lachend: «Ist Ihr Übermut schon so gross, dass sie Goethen am Zeug flicken?» Ich aber antwortete ihm, dass ich Hippokrates zitierte, und zwar

deshalb, weil mir die Gnade widerfahren sei, dass die Krankheit auf das Denken wie ein Katalysator gewirkt hätte. –

Wieder einmal mehr hat mich die Meinung Epikurs beschäftigt, nach der es der schönste Ruhm der Philosophie ist, die Ängste zu bannen. Also dürfte das Denken der Ängstlichen an der Schöpfung der Philosophie wesentlich mitbeteiligt gewesen sein. Ich verstehe dieses Denken, dessen Kraft und Bedeutung noch kein grosser Psychiater – denn seine Sache wäre es, nicht die des Philosophen – dargestellt hat. Doch will ich ihm verschlossen sein. Denn die Angst loszuwerden, soll man der besten Kinderstube der Seele überlassen!

Ein Grösseres gelingt mitunter der Krankheit: durch sie wird die lange Linie des Lebens auf die kurze des echten Tuns projiziert. Aus der Krankheit wächst so die neue Ordnung des gesunden Menschen und der Wille zum besten Tun.

Waldried, 26. Februar.

Das christliche Denken – so ging mir mehrmals in den letzten Tagen durch den Kopf – scheint unter anderm auch den Mangel aufzuweisen, dass es nicht mit der gleichen Kraft, mit der es die Sünden und Strafen mass, eine Tafel der Güter auf gestellt hat. Die Antike tat es, und es liegt hier Erfahrung verborgen wie kaum in den berühmtesten Gesetzen. Die Reihe dieser Gütertafeln eröffnete der greise Platon im Werk der Gesetze.

Er erkennt vier menschliche Grundgüter: Gesundheit, Schönheit, gymnastische Kraft, Reichtum. Und vier «göttliche» Güter: scharfes Denken, Besonnenheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit. Diese zwei Gütertafeln waren ihm Grundlage für den Aufbau des Staates.

Die Reihe schliesst 400 Jahre später Seneca mit zwei andern Gütertafeln, und man liest in ihnen die seelischen Veränderungen der Jahrhunderte mit. Denn auf diesen Tafeln prangen die «notwendigen Güter» in drei Klassen. In der ersten das Leben, in der zweiten Freiheit, sauberer Geschlechtstrieb, gesunder Menschenverstand. In der dritten: Kinder, Gatten, geordnetes Haus. Auf der zweiten Tafel finden sich die «nützlichen Güter» verzeichnet: es sind Geld, Ehre, Erfolg im Leben.

Wer erschrickt nicht davor, wie sehr die göttlichen Güter sich in der Härte der Jahrhunderte zu Idealen verflüchtigen?

Waldried, 27. Februar.

Ich hatte in den letzten Tagen ein kleines Unbehagen beim Gedanken, auf anderen Erdteilen ernstlich krank sein zu müssen. Es kam vom Wissen darum, dass durch Unachtsamkeit des Kranken, des Arztes und der Pflege 30 bis 50 Prozent der Menschen früher sterben als sie müssten. Sie erfüllen diesen düstern Luxus sogar mit asiatischer Höflichkeit. Ich nenne das die Unökonomie des Todes, die gleichsam wie eine böse Aura um den glühenden Kern des Schicksals liegt.

Das Glück des besten Wachstums, Lebens und Sterbens kommt für Stein und Pflanze, Tier und Mensch vom dreifachen Kairos der Substanz, der Aufbaumittel und der Umgebung. Kairos hiess bei den Griechen der glücklichste Augenblick, sie meinten damit das schmäliste Mittlere zwischen Zuviel und Zuwenig. Daraus wäre zunächst ersichtlich, wie entsetzlich viel Glück der Mensch braucht, um einigermassen ordentlich zu leben.

Aber auch ein Zweites sei nicht vergessen: benötigt der Kranke nicht überdies einen zweiten dreifachen Kairos geringerer Art: die geeignetste seelische Widerstandskraft, den geeignetsten Helfer und die beste äussere Lage?

Zürich, 1. März 1939.

Seit der englischen Bill of rights vom Jahre 1689 gibt es in Europa gesetzlich festgelegte Menschenrechte. Damals hat die Bill als ein solches die Freiheit bezeichnet. In den Jahren 1789–1795 wurden von der Französischen Revolution wiederholt und feierlich als Menschenrechte erklärt: Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

Diese elementarsten Rechtstafeln sind im Verhältnis zu den antiken Gütertafeln primitiv. Und doch arbeitet seit einem Jahrhundert der marxistische Mensch an ihrer Vernichtung. Wird der Mensch der Maschinenlandschaft diese Rechte bewahren? Es ist eine Schicksalsfrage Europas.

Engadin, 2. März 1939.

Ich fuhr die Strecke Zürich–Engadin bei kräftiger Kälte in offenem Wagen. Ob Kälte und Sonne zusammen das Bewusstsein erhöhen? Das dichte Ineinander von Natur und Geschichte auf dieser Strasse beschäftigt mich noch: der Wechsel der Landschaft vom Jura zur Lieblichkeit des Mittellandes, von den Voralpen zur Passhöhe des Julier; die wuchtigen Talriegel bei Näfels, Sargans und Chur.

Dieser Weg, durch Jahrtausende berühmt als Mittler Italiens und des Nordens – neben Gotthard und Brenner –, ist von den dreien der weiteste, aber auch der bunteste im Auf und Ab der Bergüberwindung, im Hin und Her der Talvermittlung. Er ist bunt und eigenartig, mit den Jahrhunderten vereinigt und ihre Spuren tragend wie der St. Lucius-Dom von Chur oder die rätoromanische Sprache.

Drei Punkte halten mich noch fest mit ihrer vielfähigen Erinnerung und ihrer Schönheit: Sargans, Lenzerheide und die Julierhöhe. Sargans, das auf den Enden gegenstrebigter Alpenzüge zu ruhen scheint und den Blick auf die weichen Formen des Rheintales freigibt, hat in dieser milden Luft einen Hauch des fernen Ostens. Kommt es wohl daher, dass mich hier wie in einer Fata Morgana Bilder der Donaumündung, des Balkans und der Türkei verwirren und locken, dass mir von diesem Punkt aus die Welt voll Abenteuer und ohne Ende zu sein scheint?

Lenzerheide war in diesem märzlichen Farbenspiel Blau-

Weiss-Grün wie ein beispielhaftes Kunstwerk: das Blau des Himmels drängt hier schon zum Tiefblau des Engadins; der Schnee leuchtet reiner als in den mittleren Gegenden; das aufgelockerte Grün der Arven und Föhren mischt sich mit dem der Fichten und meidet die satte Farbe des Tieflands. Die Ahnung einer kräftigen Fruchtbarkeit liegt über dem Hochtal, das als ein liebliches Mittleres zwischen Hochland und Tiefland an beiden teil hat.

Von der Julierhöhe aber fasste der Blick im Licht des Nachmittags wägender die Höhenzüge nordwärts, die sich nach Tiefe und Fruchtbarkeit sehnen, und südwärts die Gipfel von granitener Formation, die Stolz und Kälte des Kosmos selbst zu wahren schienen. Mit zwei niederen Säulen haben einst die Römer dieses Tor vielräumiger Welten geschmückt. Wir wären an ihnen vorübergefahren, als sie sagte: «Mir wird bang ob so viel Schönheit; die Augenblicke sind hier gross wie Wochen.»

Engadin, 4. März 1939.

Sie spielte den Abend hindurch eine Geisha mit bewunderungswerter Verleugnung der eigenen Gebärdensprache. Die Kraft ihres Spieltriebs und vielleicht der Erfolg der Überraschung strafen sie in der fremden Rolle. –

Jede Maskierung ist Wandern der Seele in ein anderes Land, gleichgültig ob sie unternommen wird aus der Not,

Übeln zu wehren oder aus Magierkraft oder aus Nachahmungs- und Spieltrieb; gerade diesem letztem versucht der Mensch seit einigen Jahrhunderten in der Form des Karnevals Genüge zu tun. Aber sind die Maskenbälle des letzten Jahrzehnts nicht eher Beweise für die Vergreisung dieses Triebs als für seine Kraft? «Friedhöfe der Phantasie» nannte sie ein Maler.

Den Spieltrieb verdorren lassen heisst die Phantasie töten und den Geist schwächen. Daher müsste es ein wesentlicher Bestandteil der Erziehung sein, dass jeder Mensch einmal im Monat eine ihm fremde Gestalt spielte. Welche Kraft der Verwandlung, welche Schärfe der Beobachtung, welches Offensein für die menschlichen Möglichkeiten, welches Verstehen anderer Naturen käme davon !

Und wäre es nicht der beste Einfall jenes Landvogts von Greifensee gewesen, wenn er für zwieträchtige Eheleute ein Maskenspiel eingeführt hätte, in dem die Einzelnen die Partner ihres Lebens hätten darstellen müssen? Würde nicht noch heute bei dieser Gerichtsordnung ein Drittel der Scheidungen hinfällig? (Und bekräftigen Goethes Lust an der Maskerade und sein Wilhelm Meister nicht eben diese Sätze?)

Berninapasshöhe, 6. März 1939.

Schon gegen Mittag beginnt jetzt der Himmel Farben zu gewinnen, die nach dem Süden locken. Die reine Luft der Höhe und die grüne Tiefe in der Ferne scheinen, die eigen-

tümliche Spannung zu erhöhen, in der das Herz nach Geheimnis, Fruchtbarkeit und Fremde fiebert.

Aber es ist nicht mehr Italien, das lockt, sondern das Mittelmeer und seine uneuropäischen Säume. Durch den Austausch der Güter und den Ausgleich der Technik ist der italienische Süden dem Norden zu vertraut und ähnlich geworden. Es wäre denkbar, dass die Südgefühle noch in unserer Generation keinen Raum mehr finden in Europa und sich nach Erdteilen richten. Wirken nicht die Gedanken der Italienfahrer, die Wilhelm Waetzold darstellte, wie die liebwerten und doch etwas fremden Gebärden alter Familienbilder?

Engadin, 8. März 1939.

«Ich liebe die Welt kaum so in einem glücklichen Tanz wie dann, wenn ich an diesen Hängen bei strahlender Sonne aufsteige», bekannte sie gestern. Für mich war der Spruch Beweis dafür, dass die gute Arbeit des Körpers sich mit den Bewegungen der Seele im herben Rhythmus dieses Gehens glücklich eint. Ich nannte es lachend den Kairos des aufsteigenden Skifahrers.

Wie wenige erreichen ihn ! Er ist verfehlt, wenn der Schritt nicht das Tempo gewinnt, das der Natur des Läufers gemäss ist. Das glückhafte Gehen, gesteigert durch Sonne, Höhe und die Last der Skis, reizt den Menschen zum Denken und Träumen und ist so zur Bewahrung der Phantasie

und der geistigen Kraft ein ähnlich „notwendiger« Luxus wie das Reisen – und die Maskerade. Der Mann zwischen 35 und 50 Jahren, der diese Reise im Kleinen verfehlt, wird durch falsche Sparsamkeit arm.

Am Lärchenhang, 10. März 1939.

Es gibt, geschichtlich gesehen, eine Reihe von wesentlichen Denkformen, von denen das logische und diskursive Denken nur eine Art ist. Hierbei ist es typisch, dass das Denken, das nur den logischen Schluss kennt, die andern Formen nicht erfassen will. Wohl in einem solchen Falle prägte Hofmannsthal den Satz: «Die gefährlichste Art Dummheit ist ein scharfer Verstand.» Neben dem rationalen Denken sehe ich vier bedeutende Formen des Denkens.

Die erste: Das Denken in Axiomen. Der Mensch geht aus von einer Urerfahrung, die ausserhalb des Bereichs schlüssigen Denkens liegt. Erfahrung, Leid und Urtrieb erzwingen so eine Formulierung, wie zum Beispiel die des seelischen Auftriebs, den Platon Eros nannte. Gerade er und Heraklit sind vorzugsweise axiomatische Denker, ebenso der Goethe der Wahlverwandtschaften.

Die zweite: Die Denkform in Symbolen und Bräuchen. Jahrtausende altes Wissen um Menschendinge zwingt zu einer Gedankenfolge, die sich vornehmlich in der Sprache der Gebärden ausdrückt. Es kommt dann im Individuum in Träumen zuweilen «nach oben». China und Japan kennen

Kunst, die Richard Wilhelm und C.G. Jung dem Verstände fassbar gemacht haben.

Die dritte: Die Denkform der Offenbarung. Verschiedenes wie: Bindung an die Gottheit, an das Kunstwerk, letzter Wert der Menschen und innerste Einsatzbereitschaft werden durch den plötzlich aufblitzenden Funken, der ihr reines Sein zeigt, erkannt und erfasst. Platon, Paulus, Augustinus, Nietzsche haben diese Form erkannt und gepriesen.

Die vierte: Die Form des Gefühlsdenkens: Es ist eine vornehmlich weibliche Denkart, und ich meine damit jenes witternde, spürende Denken, das gleichsam ein Vorstadium des Hellsehens ist.

An sich gehören alle diese Denkformen in die Umgebung der parapsychologischen Erscheinungen, des Hellsehens und der Prophetie im besonderen. Sie sind wie die Randstaaten des Rationalen und Irrationalen, und durch sie allein ist der Verkehr zwischen den beiden feindlichen Welten möglich und nutzbringend.

Der Wissenschaft, der Hüterin der ratio, sind sie nur äusserst bedingt zugänglich und nur nach vielen Untersuchungen, deren erste mit der ganzen Notwendigkeit und Einfältigkeit des Experimentes der Amerikaner Rhine unternommen hat.

Es ist eine ebenso tiefe wie schwer zu beantwortende Frage, welche von diesen Formen die fruchtbarste ist. Man sage nicht ohne Weiteres die der reinen ratio, auch wenn sie die abendländische Kultur vor allen andern auszeichnet. Selbst heute noch. Dank der Wirkung der übrigen Denkar-

ten ist sie aber nur fruchtbar in der Vereinigung mit diesen. Daher auch gibt es in Europa keine ratio ohne Tradition wie in Amerika, aber auch keine Tradition, die nicht mit ratio durchdrungen ist – wie in Asien und Indien. Das ist der wundervolle Vorteil Europas, kraft dessen es auch die letzten Erzeugnisse der ratio, also die letzte Erfindung und technische Neuerung seinem Kulturgefüge einzubauen vermag – ein epochaler Vorteil gegenüber den anderen Erdteilen, den er in keiner Weise ausnützt.

Engadin, 12. März 1939.

Der Aufstieg durch die fremde Eis- und Felsenwelt hatte ihr Bewusstsein von der Schönheit des Daseins so gestärkt, dass sie die Bernina den Berg der reinen Freude nannte. Wir hatten uns schliesslich am Fuss der Isla Persa aufgestellt und von hier die in schnellen Bögen abwärtsstrebenden Gestalten beobachtet. Oft ruhte der Blick dazwischen an der verwegenen Linie des Beancogrates und in den Licht- und Schattenspielen der Gletscherhänge, und mir war, als ob in den vorüberziehenden Wolken die stolzen und bangen Minuten mitzögen, die von der Geschichte dieses Bergmassivs so reich bewahrt werden.

Schon viele Skifahrer waren in die Tiefe geschossen, bald mit jener Anstrengung, die alle Form zerreisst, bald vom Stilwillen reizvoll gehemmt; ungewöhnlich schön der eine, an der Grenze höchster Kraft und bewährter Form. Er

setzte dann die Schussfahrt hoch am Steilhang an – schon war der Hang durchgestanden – noch eine kleine Mulde, eine ausgleichende Bewegung, und – er stürzte in dem furchtbaren Tempo vornüber!

Sie war beim Anblick des Sturzes bleich geworden. Ihre sonst so ruhige Hand machte sich zitternd zu schaffen, als ob sie die erregten Mitgeföhle heimlich ordnen wollte.

Für die Stärkung dankte sie mit einer Frage: «Warum bewegt uns eigentlich der Tod von Tausenden auf andern Erdteilen weniger als das Unglück eines Menschen, den wir vor uns sehen?»

Und ich: «Weil wir im Anschauen, wie von den Strahlen des Schicksals mitgetroffen, die Möglichkeit eigenen Unglücks spüren und erleben, und weil es sich im Nächsten um uns handelt. Der Nächste gilt uns mehr als hundert Ferne – das hat auch für Europa Gültigkeit!»

Als ich ihn später sah, lag er mit geschlossenen Augen auf dem Krankenschlitten und die Ahnung des schönen Fragmentarischen lag über dem einfachen Gesicht. Ich hätte es gern im Bild bewahrt. Er schien mir wie der unbekannte Bruder jener, in deren Gesicht Schicksalsahnung und Mut und Milde sich vereinen und den Beschauer bannen. Das Lichtbild bewahrt zuweilen mit der ihm eigenen Genauigkeit diesen Ausdruck: ich denke an Pierre Curie, an einige Bilder von Soldaten aus dem Weltkrieg und an das erschütternde Lichtbildchen, das das Londoner Kriegsmuseum von Manfred von Richthofen bewahrt; erschütternd, weil hier in

einem Blick vom Tod und von den Leiden und Grenzen des Tötens erzählt wird.

Engadin, 13. März 1939.

Wir fahren heute nach Maloja. In den ausgeschmolzenen Radspuren bewegte sich der Wagen mühsam vorwärts. Einige unglückliche Pferde versuchten ihre Schlitteninsassen auf den wechselnd breiten Schneerändern der Strasse weiterzubringen. Wie schade, dass der Asphalt in dieser reinen Winterlandschaft wahrnehmbar ist und so eine klassische Schlittenfahrtstrecke der modernen Entwicklung geopfert wird!

Ich liebe diesen Brückenkopf der Berge, genannt Maloja. Nicht wegen der Einsicht Heinrich Wölfflins, dass der Zugang zu Italien von hier durch die reiche Eigenart des Bergells besonders glücklich sei; nicht wegen der alten Römerstrasse. Sondern weil hier die granitenen Bergmassen des Engadins gegen die steilen Spitzen des Bergells, das breite Hochteil gegen die wildzerklüftete Enge den letzten Kontrast der Formen spielt, und weil ich den Schmetterling nicht vergessen kann, der hier vor Jahren in tiefem Januarschnee eifrig flatternd vom Frühling erzählte.

Am Lärchenhang, 15. März 1939.

Schneesturm wütet über dem Tal. Auch die nächsten Häuser sind ausser Sicht. Wir versuchen aufzusteigen, aber

der feine Schneesand dringt rasch und heftig in die Luft-
röhre und raubt den Atem. So ziehen wir uns in die feste
kleine Burg zurück und geniessen ihre Wohnlichkeit wie
ein Geschenk.

Einige Stunden später.

Ihre Bewegungen sind noch um einen Grad weicher; ihre
Blicke und Mienen sind wie in einem dem Manne fremden
Geheimnis gewandelt und doch von der alten Natur: Dank-
barkeit gegen das Schicksal und die sanfte Lust, geborgen
zu sein, verschönen sie um ein Letztes.

Einige Stunden später.

Wenn der Nordpol seine Lage um einige Grade ändert,
etwa wie zur Zeit des Neandertals und des Aurignacmen-
schen, so führt dies eine neue Eiszeit über die Erde herauf
und zwingt selbst Amerikaner und Engländer, Wandervöl-
ker zu werden. Also machen – auf Jahrzehntausende gese-
hen – noch immer die Gestirne die entscheidende Politik.

Zürich, 18. März 1939.

In dieser reichen Stadt, deren Bedeutung weit über ihre
Einwohnerzahl gewachsen ist, mache ich mir Gedanken
über Armut und Reichtum Europas. Die Nervosität der

Weltmärkte und die sympathischen «Gedanken eines Deutschen», die August Winnig niedergelegt hat, regen dazu an.

Sollte es wirklich so sein, dass Europa nahe an einem Turmbau zu Babel ist? Dass es, rapid verarmend, sich benimmt, als ob es täglich reicher würde? Es ist nicht aus der Welt zu schaffen, dass das Gold der Erde 400 Jahre lang sein natürliches Gefälle nach Europa hatte und dass es seit fünfundzwanzig Jahren wegströmt. Ich sehe vier grosse Ursachen der Verarmung:

Die erste: Der Export nach der farbigen Welt ist vernichtet oder wird vernichtet.

Die zweite: Durch den Weltkrieg sind Europa drei Wirtschaftsgrossräume verloren gegangen: Nordamerika, Russland, Japan-China.

Die dritte: In den letzten zwanzig Jahren errangen die Vereinigten Staaten und Japan Weltmacht als Grossexporture und sind so gefährliche Nebenbuhler Europas.

Die vierte: Die Ausgaben für unproduktive Güter wachsen – bei verminderter oder vernichteter Kapitalbildung – phantastisch. Sie erreichen für 1939 selbst in England das Zehnfache der Vorkriegszeit.

Es ist leicht auszurechnen, dass der Welthandel allein durch diese vier Punkte wesentlich gewandelt ist und nie mehr das Verhältnis von 1913 oder 1927 wird aufweisen können.

Europa hat sich gegen diese Verarmung, die seit der Jahrhundertwende drohte, ungewöhnlich gewehrt. Es hat sie zunächst durch Erfindungen ferngehalten.

Ohne das Wirken der Universitäten, Hochschulen und Forschungsinstitute des 19. Jahrhunderts wäre diese bewundernswerte Bannung der Armut undenkbar gewesen.

Es hat sodann die Armut durch stets neue Bedürfnisschaffung und durch die dadurch ausgelöste Mehrarbeit ferngehalten und so einen gleichsam imaginären Wirtschaftsraum, den des menschlichen Luxusvermögens, ausgenutzt. Der Durchschnittseuropäer gibt heute beispielsweise für Verkehrsmittel 10 Prozent seines Einkommens aus. Es ist aber leicht vorstellbar, dass Europa einmal im Durchschnitt, wie dies in Nordamerika schon geschieht, ein Sechstel der einzelnen Volkseinkommen allein dem Moloch Auto opfert.

Die Wirtschaft der einzelnen Länder und auch die Weltwirtschaft sind nach Wachstum und Umfang, ja selbst in der Substanz nur noch möglich, weil von Jahrfünft zu Jahrfünft aus Luxus Bedürfnis geworden ist! Diese Entwicklung ist ähnlich triumphal wie die Eroberung ursprünglich irrationalen Bereichs durch die ratio, ähnlich unglaublich wie die europäischen Wandlungen des Mythos zur Wirklichkeit, der Illusionen zu Realitäten, also wie das eigentlich europäische Geschehen. Der Satz, «die Bedürfnisse sind begrenzt, nur der Luxus ist unbegrenzt», ist für Europa und die Welt ein entscheidender Wirtschaftsgrundsatz geworden.

Europa hat noch zwei Möglichkeiten, sich gegen die furchtbarste Verarmung zu wehren: die Ausbeute des imaginären Rohstoffraumes durch Ersatz und die Schaffung wirtschaftlicher Grossräume. Ein östlicher und ein Mittel-

meerwirtschaftsraum würden Europa reicher machen.

Von dem Bereich der Erfindung, des Luxus, des Ersatzes und des Grosswirtschaftsraumes aus kann die Verarmung Europas – kriegslos – zwei Jahrhunderte lang bekämpft werden. Es ist ein phantastischer und beglückender Blick in die Zukunft.

In den Gärten dieses glücklichen Landes scheinen mir die Blumen von Jahrfünft zu Jahrfünft reicher zu blühen. Mögen sie – und ich will die dunklen Gegenzeichen nicht vergessen – nicht wie die Schwalbe einen Sommer, sondern den Sommer neuen Wohlergehens machen.

Stuttgart, 22. März 1939.

Ich habe ihr, als der Wagen auf der tief verschneiten Strasse «nicht mehr weiter wollte», ein Rätsel aufgegeben: «Welches deutsche Königreich hatte einmal 32 freie Reichsstädte, 313'000 Seelen im Jahre 1634 und sieben Jahre später noch 48'000 Seelen und weist – neben der Schweiz – die meisten Genies auf?»

Sie antwortete darauf lachend: «Welches einstige deutsche Königreich hat die grössten Schlösser und das beste Sauerkraut und Männer, die – wie die Schweizer – nicht wissen, dass statistische Rätsel Frauen langweilen, selbst dann, wenn die Geschichte eines ganzen Landes damit angedeutet wäre.»

Stuttgart, 23. März.

Seit Plutarch müht sich das Abendland um die geistige Erfassung des Genies. Die letzten Darstellungen, die in diesem Bereich gelungen sind, stammten aus dem George-Kreis und dessen Nachfolgern und feierten die ungeteilte Gestalt.

Stets wird der grosse Mensch vornehmster Gegenstand europäischer Geistesgeschichte bleiben, und daher wird selbst der Romancier immer wieder versuchen, ihn und seine Umwelt künstlerisch darzustellen. Es wird selten so gelingen, wie dem Linzer Dichter Egmont Colerus in seinen beiden Romanen «Pythagoras» und «Leibniz».

Vielleicht sollte für zwei Generationen das Genie Hauptgegenstand der Psychiater werden, nicht nach Art der älteren Schule, deren Stärke und Begrenzung W. Lange-Eichbaum verkörpert, wohl aber in der Art Ernst Kretschmers, der die geniereichen Zwickel der Welt, nämlich die Schweiz, das Schwabenland und das Rheinland entdeckte, und den reichgemischten Ursachen dieses Schicksals nachzuspüren begann.

Und eben jetzt öffnet sich dieser Forschung, die ja den ganzen Bereich Individuum–Persönlichkeit genau umfassen muss, ein wundervolles Feld. Ich vermute es wenigstens. Dann hätte es der Schweizer Physiologe Emil Abderhalden erschlossen. Er entdeckte nämlich, dass die gestaltliche Erscheinung eines Lebewesens sich wandelt, wenn die Bluteiweisskörper sich verändern, und dass die Blut-

form der Kinder in verschiedenen Lebensstadien von Vater zu Mutter oder umgekehrt wechseln kann. Er hat das vorläufig nur an bescheidenen Tierchen – an Schafen und Meerschweinchen – nachgewiesen, und es wird noch lange dauern, bis diese Erkenntnis auch für den Menschen gesichert ist.

Was aber wird am Ende der damit eröffneten langen Untersuchungsreihe, die vielleicht hundert Jahre beansprucht, stehen? Vielleicht eine tiefe Einsicht über die Wechselwirkung von Geist und «Blut». Vielleicht eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen seelischer Erbmasse und Substanz der Bluteiweiskörperchen. Ja, es könnte das Wesen des Schizoiden, der eine geschlossene Vorstellungsguppe aufzuspalten beginnt, durch den Wechsel der Blutform und in einem dadurch bedingten periodischen Spiel von väterlicher und mütterlicher Folge begründet sein. Dann hätte der Schizoide eine Grundanlage des Menschen nur unglücklich gesteigert, und in Glücksfällen würde er Energien verschwenden wie ein zerfallendes Uran-Atom ! Schmerzlich schön offenbaren die Briefe van Goghs und C.F. Meyers dem Graphologen einen solchen Wechsel von vollen Künstlerjahren und Jahren der «Senilität».

Eine zweite, scheinbar nicht weniger verrückte Vermutung will ich festhalten. Wenn der Mensch älter wird, indem er dem seelischen und blutmässigen Erbe bald des Vaters, bald der Mutter folgt, so hindert eben dieser Wechsel ein zu rasches Altwerden, wofür die beiden genannten Künstler Beweise wären. Der Wechsel zwischen den Eltern (und

vielleicht zwischen den Ahnen!) wäre der schönste Kampf gegen das Alter in uns !

Möge auch dieser zweite Mythos Wirklichkeit der Wissenschaft werden!

Augsburg, 25. März 1939.

In dieser schönsten deutschen Renaissance-Stadt hat der neue europäische Reichtum in den Häusern der Fugger und Welser sich zu formen begonnen. Der Handel mit Pfeffer und den Gewürzen der entdeckten Erdteile, diesen wichtigsten Luxusprodukten des 16. Jahrhunderts, hat sie reich gemacht. – Und der Industriereichtum der folgenden Jahrhunderte bis heute besitzt die gleiche Substanz und Wachstumskraft: er hat sich gebildet aus Steigerung des Luxus, aus Erzeugung und Verkauf von Luxus, der Bedürfnis wurde.

So hat also die europäische Wirtschaft des 19. und 20. Jahrhunderts einen 400 Jahre alten Weg nur beschleunigt fortgesetzt!

Am Chiemsee, 27. März 1939.

Ich lege die zwei Bände, in denen Rudolf Alexander Schröder seine Aufsätze und Reden sammelte, bewundernd aus der Hand. Hier sind die Jahrhunderte noch enger zusammengedrückt als in seinem Haus. Hier ist im Ineinander der Substanz, der dichterischen Natur des Sprechenden und

seiner Bildung eine nicht gewöhnliche Form der Prosa entstanden. Die reiche Orchestrik der Andeutungen und Erfahrungen ist ihr nicht minder eigentümlich wie der Gedanke, der im Berühren der Worte sich zu entwickeln scheint.

Ein Unbekanntes ist so der deutschen ungebundenen Rede zugewonnen. Es gibt sich am schönsten kund in der Rede auf Schillers Ruhm und in den Worten auf Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann.

In dieser Prosa eines Dichters zeigt sich, wie reich jene deutsche humanitas, welche die Leiden des Weltkriegs und seiner geistigen Wende Überstand, instrumentiert ist.

Ravenna, 30. März 1939.

Wirkt die sumpfige Luft und die trostlose Ärmlichkeit der Stadt so niederdrückend oder der erschütternde Gegensatz einstiger Weltgrösse und heutiger Unbedeutendheit? Oder jener der vollendeten Kunstwerke inmitten von Menschen, die von der Nahrungssuche fast allein bestimmt scheinen? Oder wirken so auf die Nerven die furchtbaren und verwirrenden Exempla des Menschengeschlechts, die von hier aus die Welt eroberten, beherrschten, vergewaltigten und betörten, steil emporstiegen und jäh abstürzten?

Ich wäre unglücklich, diesen Boden nicht zu kennen und bin froh, ihn wieder verlassen zu können.

Ravenna, 31. März 1939.

Gregorovius, der Ravennas Grösse für die Generation Nietzsches und C.F. Meyers entdeckte und in den «Wanderjahren in Italien» darstellte, hatte es das Pompeji der gotischen und byzantinischen Epoche genannt.

Ist die Stadt nicht, ähnlich wie Sizilien als Insel, der unheimlichste Treffpunkt geschichtlicher Mächte? Engster Raum schicksalbestimmter Mischung von Menschen, Gewalten und Kulturen?

Galla Placidia, Tochter des Kaisers Theodosius des Grossen, Gefangene des Westgoten Alarich, Gemahlin Athaulfs und als solche Königin der Westgoten, Schwester jenes Kaisers Honorius, der den Vandalen Stilicho, den Vater seiner zwei Gattinnen und Retter seines Reiches, in Ravenna hinrichten liess, Gemahlin des weströmischen Kaisers Constantius III., Kennerin von Byzanz: sie hat hier gelebt und von hier aus fünfundzwanzig Jahre lang die Herrschaft über Italien geführt. Hier steht ihr Mausoleum. Äusserlich hüttenartig und voll christlicher Demut, lässt es im Innern durch Fenster aus dünnen Alabasterplatten die musivische Farbenkraft von Byzanz wie aus ewiger Dunkelheit leuchten; in den Massen ein grabgewordenes griechisches Kreuz, trägt es an den drei Kreuzenden ungefüge Sarkophage, die von römisch-germanischer Gewalt erfüllt sind. Bannt diese seltsam grosse und unglückliche Frau nicht noch im Tode getrennte Welten und Kulturen, Mischungen fremder Seelen- und Blutformen herrscherlich-

fremd ins grabgewordene Kreuz?

Und wieder: von hier regierte ein Halbjahrhundert später der Ostgote Theoderich über Italien und Sizilien, über grosse Teile Rätens und des Balkans und richtete in dem Vierteljahrhundert 500 bis 525 ein Weltreich der vereinigten Germanen mit der Regierungsstadt Ravenna auf. Hier beglich nach seinem Tod das Volk der Ostgoten den zu rasch verwirklichten Traum eines germanischen Staatenbundes mit völliger Vernichtung. Ähnlich phantastisch wie die Galla Placidia vereinigt dieser Ostgote, der Zeit seines Lebens nicht schreiben konnte, östliches Geheimnis und byzantische Ordnung, die Kraft des römischen Herrschens und des germanischen Wollens, heidnische Barbarei und christliche Haltung. Mit Staunen und Erregung verfolge ich die Möglichkeiten und Weiten dieses Ineinander in den Mosaiken der Kirche San Apollinare nuovo und in Theoderichs Grabmal.

Und wieder: In dieser Stadt der bedeutendsten Mosaiken findet sich auch das seltsame Porträt des Kaisers Justinian in der Kirche San Vitale. Neben Gott erhebt sich der Herrscher, der das gotische Imperium vernichtete, auch von Ravenna aus Italien beherrschen liess und mit blutbefleckten Händen der Macht der Menschheit jenes Geschenk brachte, durch das die Antike auf immer Mutter des Abendlandes ist: das *corpus iuris*, das in der Nachbarstadt Bologna die ersten nachantiken Interpreten finden sollte.

Ist es Symbol, dass Dante, der Vereiner der Antike und der christlichen Welt, diese glühende Mitte lateinischen

Denkens und nordischen Handelns, hier begraben liegt?

Am Abend.

Aus der Niederung steigt der beklemmende Dunst einer Erde, die zu viel Blut getrunken hat. Eilig lasse ich sie hinter mir: die Stadt der grossen Tode und der unheimlichsten Möglichkeiten, den Raum einer Jahrtausendwende, einer Kultur- und einer Völkerwende.

Bologna, 1. April 1939.

Ausser Siena und Pisa bewahrt keine grössere italienische Stadt den Charakter des Hochmittelalterlichen wie Bologna. Der Stolz, älteste Universitätsstadt Europas zu sein und diesen Ruhm seit 830 Jahren zu wahren, liegt wie Weihrauch über ihr. Nur wenige Bolognesen haben gegenwärtig, dass hier im Dom San Petronio im Jahre 1530 die letzte deutsche Kaiserkrönung in Italien, die Karls V., stattgefunden hat. Der Stadt gehört der Ruhm, triumphale Übereignerin und Mittlerin des corpus iuris Justinians gewesen zu sein und durch das Mittel der Rechtserklärung die Antike mit Europa verbunden zu haben. Dieser Ruhm strahlt über der Gegend so wie Irnerius im Deckengemälde des Archigimnasio, auf dem Throne des Rechts arbeitend, die Welt beherrscht und das prunkende Gewimmel im Hintergrund nebensächlich ist.

Bologna, 2. April 1939.

Der Unterschied der bezahlten Landarbeit gegenüber jener der Stadt, der Unterschied des Südens im Verhältnis zu dem reicher entlohten Norden Italiens ist auffällig. In den mittleren Städten verdient der gute Arbeiter durchschnittlich 350 bis 500 Lire = 70 bis 100 Schweizer Franken im Monat. 3'000 Lire = 600 Schweizer Franken im Monat sind die Gehälter der Staatssekretäre. Das ist nur möglich bei bedeutendem Einsatz von Opfer und Enthaltbarkeit, bei stetem Anruf der Ehre, bei konsequenter äusserer Auszeichnung; es sind die Mittel, die arme Staaten seit Jahrhunderten grossgemacht haben.

Die Arbeit, die nicht mit Geld aufgewogen wird, ist hier häufig. Aber ist es nicht ihr Adel und ihr Geheimnis, durch die der Nächste an die Gemeinschaft glaubt und an sie gebunden wird?

Florenz, 5. April 1939.

Die Fahrt über den Passo della Futa bedeutet ein Land erobern. Wie die herben und doch fruchtbaren Fluren der Bologneser Hügel einsamer werden, der Humus dürrtiger, um schliesslich nacktem Schieferkalk zu weichen, wie der Blick über die weite Öde des Apennin ost- und südwärts streifen muss und von dem Eindruck bezwungen wird, dass hart neben der Fruchtbarkeit des Landes die schwerste Mühe liegt; wie sich dann im Abstieg gegen die Toskana

ein neues Grün hinbreitet und einen glücklicheren Himmelsstrich und die Heimat der signorilen Landschaft ankündigt: daran entdeckt der Wanderer, dass der Apennin die Entscheidung Italiens ist.

In seinem Bereich ist ein Drittel der italienischen Bevölkerung angesiedelt; seinen Geist, seine Entbehrung spürt ein jeder. Zwischen der Toskana und der Lombardei, zwischen Mittelmeer und Adria ragt er als Trenner des Klimas. Von seinen Wäldern haben Jahrhunderte gelebt – bis die Wälder nicht mehr waren. Sie werden jetzt mit bewunderungswerter Mühe wieder aufgeforstet.

Bis in die Seele verschieden, öffnet sich Italien dem Wanderer zu Wagen und dem zu Bahn. Der erste sieht Grösse und Not des Landes von seinen Höhen und von der Scholle her, der zweite bleibt eine «Stadtmaus» und bewegt sich vornehmlich in den festen Plätzen. Darum begreift er nie ganz, warum hier die furchtbarste Macht so innig mit der Kunst verbunden erscheint. Denn er sieht nicht das wuchtige Gefälle der Daseinsbedingungen dieser Landschaft, das zur Eroberung lockt und zur Verteidigung frühzeitig mahnt, und sieht nicht die dadurch erhöhte Lust nach Macht und die Sehnsucht nach dem vollen Leben: kurz alles das, was die innige Verbindung von Trutz und Kunst hier seit den Etruskern erzwang. Vielleicht war hier die Landschaft der hinterlistigste Architekt dieser Städtেকulturen.

Florenz, 6. April 1939.

Die reine Kunst ist hier häufiger als in Rom, wo römischer Machttrieb und seine Degeneration alles Griechische aufgesogen hat. Man merkt das erst in seiner Tragweite, wenn man in den Museen römische Kopien der Bildwerke auf ihr griechisches Original zurückdenkt. Eine schöne und gefahrenvolle Arbeit; sie trennt unsere Haltung zur antiken Kunst von der Winkelmanns und Goethes, wie sich das heliozentrische vom geozentrischen Denken scheidet.

Aber hier in Florenz herrscht nicht die Kopie, so häufig und bedeutsam sie ist. Etwas Unrömisches, ja Romfeindliches liegt über Marmor und Farbe, über Kirchen und Palästen. Das geschichtliche Wesen der Stadt scheint bestimmt durch ein jahrtausendlanges Gespräch etruskischen, griechischen und italienischen Geistes, der in der Spanne zwischen Dante und Lorenzo Magnifico zum letztenmal zu höchster schöpferischer Kraft wuchs. In dieser Zeitspanne schuf Florenz, durch Handel und frühes Bankwesen neu gestärkt, die Idee des neuen europäischen Menschen. Die «Blühende» wurde die Mutter des neuen Menschseins und des Humanismus.

Auf der Höhe von Fiesole, 8. April 1939.

Man sieht es dieser Landschaft, in der eine neue Form signorilen Landlebens entstand, so wenig an, wie der Do-

naulandschaft, dass sie alle Möglichkeiten zwischen Verbrechen und Anmut, zwischen Niedrigkeit und Menschenwürde hat auskosten müssen. Die Erde rächte sich hier, dem Fleissigen in unendlicher Milde zugetan, am Zerstörer Mensch nicht wie im Apennin, in Sizilien und Griechenland. Vielmehr liegt über ihr die gleiche Freude wie über den Bildern Botticellis. Aber der Sohn der «Blühenden», der anmutigste Erzähler der Renaissance und Fabulierer des Zarten, hatte neben dieser Natur eine dunkle und fanatische – ähnlich wie das Schicksal dieser Landschaft, nicht sie selbst sie hat. Sie machte ihn zum glühenden Anhänger Savonarolas und liess ihn am Fest des «eitlen Tandes» 1497 seine schönsten nackten Frauenbilder verbrennen und Dantes Inferno illustrieren.

Eine ähnliche Spannweite lichter Ordnung und dunklen Drängens verrät ein zweiter Künstler, der Florentiner Verrochio, in einem der eigenartigsten Kunstwerke der Renaissance, im Marmorbecken der Sakristei von San Lorenzo. Und hat der Toskaner mächtigster künstlerischer Substanz, Michelangelo, in den Gestalten der Mediceerkapelle nicht die letzten Masse des Menschlichen im Lichten und im Nächtlichen aus dem Stein gehoben?

Sind Botticelli, Verrochio und Michelangelo nicht die florentinischsten? Gesellen sich ihre Kunstwerke nicht brüderlich jenen zu, vor denen auch Jahrtausende ihre trennende Kraft verloren? Begnadet der Wanderer, der die Kraft hatte, nur ihretwegen Florenz wiederholt zu besu-

chen! Denn Verzicht aus Erlebnis und Leidenschaft ist das signum seelischen Adels.

Pisa, 9. April 1939.

Ich finde in den römischen Denkmälern der Toskana bestätigt, was mir in Rom erstmalig klar geworden ist: nämlich, dass die Emblemfülle, die allegorische Andeutung, das realistische Porträt und die fortlaufende Erzählung die vier bedeutenden Elemente der römischen Plastik und Malerei sind. Dabei scheint die Emblemfülle und die allegorische Erzählung erst mit der augusteischen Epoche einzusetzen.

Diese Feststellung scheint mir wichtig. Denn durch diese vier Grundelemente ist die römische bildliche Kunst jener der europäischen Diadochenreiche, die sie von dort übernahmen, so nah.

Pisa, 10. April.

Die Stadt schläft, als wäre sie müde von der frevlen Kühnheit, die sie vor 900 Jahren ein Mittelmeerimperium aufrichten hiess. Die geglückte Kühnheit hätte sie bedeutender werden lassen als die Metropolen Europas. Denn sie wäre nicht nur die neue Mitte des Südens geworden, in ihr als dem treuesten Ghibellinenplatz hätte sich die Kraft und Grösse der deutschen Kaiser gesammelt.

Jetzt liegt sie still und klein da, wie Ravenna, von der geschichtlichen Sendung und Grösse bedrückt wie dieses, des Meeres und des Regierens beraubt wie dieses, von ungewöhnlichsten Denkmälern voll wie dieses.

Trauer liegt über beiden, wie über Kronen, die vom Schicksal zerschlagen sind.

Cannes, 12. April.

In der reichen Lässigkeit der Bewohner noch mehr als an den Hängen und Felsen, die in wuchtigen Stufen sich in ferne Höhen heben, kommt einem zum Bewusstsein, dass die Alpes Maritimes doch Völker-, Kultur- und Sittenmauer geworden sind. Selbst die gewaltige Geschichte der Provence vermochte diese Mauer nicht dauernd niederzulegen, wie es jener der Lombardei gegenüber dem Apennin gelungen ist.

In der Provence hat sich Cäsar Soldaten und Reichtum geholt und von ihr aus ganz Gallien erobert. In ihr entstanden dem römischen Senat seit Claudius bedeutende Führer. Und noch heute beherbergt sie kostbarste römische Denkmäler. Aber ihre Einwohner haben auch – von den Griechen und vielleicht vor den Römern! – 600 Jahre v. Chr. den Weinbau gelernt.

Die Römer nannten das Land nach den langen Hosen und dem blonden Haar der Kelten Hosen-Gallien und Blondhaar-Gallien, Gallia braccata und comata. Gerade die stolze keltische Kultur- und Blutüberlieferung wurde hier trotz der

Germaneninvasion nie zerstört. Das Griechisch-Keltische dieses bald übermilden, bald harten und heroischen Landes hat die römischen Jahrhunderte überdauert.

Es ist einer der feinsten Reize, das Unrömische und Widderrömische dieser Landschaft und ihrer Bewohner wie jener der Toskana und der Lombardei durch die Poren der Seele auf sich wirken zu lassen.

Grenoble, 15. April.

Die Landschaft erzwingt unmerklich ein neues Tempogefühl. Sie wird als *Andante maestoso*, als *Presto*, als *Allegro* gespielt und wehe dem, der seinen Wagen nicht entsprechend hemmt oder beschleunigt. Dem Menschen ist so eine aktive und herrscherlichere Interpretation der Landschaft beschieden als dem Musiker – erstmalig! – denn das Zeitalter des Pferdes und des Nicht-Fussgängers lag unterhalb dieser Herrscherkraft und das der Bahn ausserhalb der individuellen Gestaltungskraft.

Die Tempogebung ist überhaupt eines der wichtigsten Merkmale unseres Jahrhunderts geworden. Denn im entwickelteren Europa erwiesen sich bis heute die Technik und die Rationalisierung der Industrie als Zeitspenderinnen. So ist der einfachste Mensch über zwei Drittel seines Tages der eigene Herr. Über ein Drittel herrscht der Notbegriff «time is money», der notwendige Zeitbegriff der geldverdienenden

den Lebensform. Wohl aus Denkrägheit hat ihn der Europäer auf die übrigen zwei Drittel des Tages übertragen. Daher das Gehaste, in dem er seine viele Zeit vergeudet und das selbst seinen Schlaf begrenzt.

Bei falscher Belichtungsdauer wird der durchdachteste photographische Apparat zum Lügner oder Nichtsköner: denn er verfälscht die Wirklichkeit oder kann sie nicht wiedergeben. Bei falscher Zeitgebung wird der Film höchster künstlerischer Werte zu einer Schreckenszene: der überkurbelte Film ist Symbol des Verrückten.

Ähnlich braucht alles höhere Dasein, und zwar noch weit mehr als das technische und das animalische, ausser dem rechten Augenblick die rechte Zeitgebung. Für jedes schöpferische Arbeiten hat dieser Satz Gültigkeit. Aber auch für jedes geistige Empfangen, besonders für die Aufnahme eines Kunstwerks. Wie zu rasches oder zu langsames Tempo den musikalischen Satz zerstört, so vernichtet es auch den Satz der Worte und jede gedruckte Seite. Warum hat noch kein Schriftsteller und kein Musiker über die einzelnen Abschnitte eines Werkes das Tempo des Lesens mit achtzig Viertelnoten in der Minute angesetzt? In einer Zeit, wo der Leser 250 bis 350 Viertelnoten liest, scheint solche Hilfe nötig zu sein.

Lyon, 16. April.

Die Fruchtbarkeit des Rhonetales ist überall, wo der Boden mit Fleiss bebaut wird, bedeutend. Aber wieviel Erde

liegt hier brach! Es ist der gleiche Eindruck, wie ich ihn an der Loire und an der Seine, ja selbst im Norden Frankreichs hatte, nämlich dass der Bodenertrag um die Hälfte gesteigert werden könnte. Es gibt zu denken, dass die Holländer aus ihrem Boden pro Hektar das Doppelte an Weizen und Roggen und fast das Doppelte an Kartoffeln gegenüber den Franzosen gewinnen.

Der Boden hat hier eine eigentümliche Verwandtschaft mit dem Vermögenswillen der Franzosen. Das Eigentum ist wichtiger als Nutzung und Genuss des Eigentums, das Haben wichtiger als der Umsatz. Aber ist Reichtum des Bodens und Reichtum an Geld ohne seine volle Nutzung nicht verschwenderische und gewollte Armut?

*

Besançon, 18. April.

Die Stadt ist mit ihren stolzen, dunklen Gebäuden von einer imponierenden harten Romanität, eine cäsarische Stadt. Denn Grösse und Rücksichtslosigkeit des Daseins liegt über ihr und hält die Kleinbürgerlichkeit der Gegenwart nieder. Zwischen der Porta nigra aber und den vorspringenden Felsenanhöhen des Doubs, an denen Cäsar seine Strategie gegen die Germanen erprobte, ist es wie ein Zwiegespräch der Jahrhunderte.

Basel, 19. April.

Zwischen Besançon und Freiburg im Breisgau, zwischen Basel und Thann liegt die furchtbare Schneise, auf der vor-

wärtsdrängende, kämpfende, verwüstende Völker sich bewegt haben. Kein Kunstwerk hat hier Bestand gehalten. Aber an den Rändern dieser Schneise der Geschichte, von Thann nordwärts, in Basel, Freiburg und Besançon leuchten die Kunstwerke, voran die Kirche von Thann, die schönste Wächterin des Elsass, dieser fast unheimlichen Schatzkammer mittelalterlicher Kultur, des gleichen Elsass, das die Heimat des Weihnachtsbaumes ist.

Hat sich nicht die Freude und Zartheit nördlichen Daseins in den Denkmälern westlich und östlich des Rheins angesammelt? Erscheint er, der Blut und Leiden von fünfzig Generationen fortspülte, hier nicht als Mittler und Sammler der abendländischen Formen? Leuchtet an seinen Ufern über allem Hader der Geschichte nicht die Einheit und Mischungsgewalt des europäischen Geistes und der Seele und ihrer Werke?

Waldried, 20. April.

Der Tag strahlt wie damals, als ich mir vornahm, den Kreis um das Gotthardmassiv zu fahren. Vor den tief verschneiten Alpen breiten sich Wiesen und Wälder so wenig verändert in diesen sechs Wochen, als ob ihr Wachstum durch eine gnadenlose Nacht gehemmt worden wäre. Noch vor hundert Jahren hätte ein solcher Frühling, wie ihn weite Gebiete Europas jetzt und letztes Jahr erfahren haben, schwere Hungersnöte gebracht. Niemand hielt es der Mühe

wert, sich das zu vergegenwärtigen. Der Mensch denkt nicht daran, dass ihm die Hungersnöte durch die Schnelle der Verkehrsmittel erspart sind, während doch zu gleicher Zeit in den langsamen und armen Ländern China, Indien, Russland Millionen daran zugrunde gehen.

Aber der Kreis, den ich umfahren habe, ist nicht nur durch das Gefälle landschaftlicher Schönheiten bestimmt, sondern gegenüber dem, was ausser ihm liegt, auch durch das Gefälle der geistigen Schöpferkräfte und der geschichtlichen Mächte, ja sogar des wirtschaftlichen Wohlergehens. In ihm ist das Thema von der Grösse und Würde des Menschen am eindrücklichsten im nachantiken Abendland in Wort und Farbe, Ton und Stein gelöst worden.

Im Flugzeug, 21. April 1939.

Der Bodensee und der umwölkte Alpengürtel sind verschwunden. Die weiten Wald- und Wiesenflächen des schwäbischen Jura und Frankens, Thüringens und Sachsens kontrastieren seltsam gegen die dichten Siedlungen des schweizerischen Mittellandes, das ich vor kurzen Stunden durchflogen habe. Der Gegensatz Stadt–Land ist in Mitteldeutschland ausgeprägter als am Rhein und in der Schweiz, deren Reichtum an mittleren und kleineren Städten gerade dem Flieger auffällt.

Ich werde den Eindruck trotz meiner eigenen Einwände nicht los, dass der intensive Landbau Mittel-(Deutschlands

und selbst der Schweiz auch heute noch einer Steigerung von ungefähr 30 Prozent fähig wäre. Ein bedeutsames Wort, wenn man bedenkt, dass diese Länder auf dem gleichen Raum zweieinhalbmal so viel Weizen wie Kanada und Russland, zweimal so viel wie die Balkanländer, drei- bis viermal so viel Roggen wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika ernten. Ohne den Einsatz der Forschung und den chemischen Fortschritt ist die weitere Steigerung freilich nicht möglich.

Man muss den Fleiss, der dem Boden so viel entringt, bewundern. Auch in der Bodenpflege drängt sich ein allgemein europäisches Problem auf, nämlich: das fast Dreifache der Ernte des vorigen Jahrhunderts und das Doppelte der anderen Erdteile. Wozu? Doch nur, um die hier gedrängten Massen zu ernähren; doch nur, um die Unabhängigkeit von Übersee zu bewahren; doch um die auf schöpferischem Denken beruhende Vorherrschaft zu erhalten.

Vor Berlin.

Die Felder im Westen und Süden der Stadt, die auf gelockerte Wohnweise wirkt wohltuend gegenüber dem Häusergewirr im Norden.

Im Flugzeug, 22. April.

Die Douglasmaschine fliegt jetzt zwischen Berlin und Hannover und soll in zwei Stunden in Amsterdam sein.

Wohlbebaut dehnt sich das Land in der klaren Abendsonne, und ein unnennbarer Friede liegt über ihm.

Das Flugzeug nähert sich einer riesigen Wolkenwand – der Höhenmesser zeigt 2‘800 Meter. Wir fliegen über dem Wolkenmeer, dessen Gewirr wie die Gletscherformationen einer anderen Welt erscheint. Zwischen Wolkenpalten und -löchern schaue ich in die Freundlichkeit des Erdendaseins.

Wieder wird die alte Erfahrung wach und gross in mir: dass ein Flug verwandelnd auf die Seele wirkt. Die Schönheit der Natur, der Triumph des schöpferischen Denkens, die Kühnheit des Menschengeschlechts, dann die Beweise menschlicher Hinfälligkeit, die im Sturm, im Nebel, in Wolken im Zwang der astronomischen Ordnungen gegeben werden müssen: dieses Hin und Her stolzer Lust und nahen Todes und der stete Blick über weite Räume wecken einen neuen Mut. Nicht den Mut des Odysseus, der Gefahren ahnt und ihnen listig begegnet; nicht den des Kriegers, der um den Tod weiss und sich gläubig zu ihm durchficht, sondern den Mut des neuen Menschen.

Er kennt wie die beiden andern Gefahr und Tod, die Schönheit der Erde wie die des Lebens. Aber er sieht auch die in die Erscheinung getretene ratio der abgemessenen Felder und die Kleinheit der grössten Länder und schaut, was Fleiss, was Feindschaft und Krieg aus ihnen zu machen vermögen. Nie breitet sich die Erde so friedlich und gütig und zugleich der Gnade des Schicksals ergeben wie dem Blick von oben; umso grösser ist der Kontrast der Zerstö-

rung vom Flugzeug aus. Von den Lüften kann man nur aus tiefster Not und Gläubigkeit zerstören. Der Flieger weitet also im kosmischen Raum, in den er gestellt ist, den alten Mut um die Einsicht «von oben», um das Wissen der Zeiten und des Raumes und der Landschaft.

Er verbindet den Mut auf höchsten Zwang der Gestirne mit Klugheit, Grosszügigkeit und Milde. Sein Mut durchströmt erstmals eine durch das stete Erlebnis kosmisch organisierte Seele.

Ich glaube, dass daher aus den Fliegerkorps zuerst sich ein neuer Adel bildet. Das Volk mit den besten Fliegern hat Anrecht auf Vorherrschaft. Der Flug selbst wird eines der wichtigsten Mittel der Jugenderziehung. Und ich zweifle nicht daran, dass die Wandlung des Menschengeschlechts durch den Flug so gross ist, dass Historiker in fünfhundert Jahren ein geschichtliches Gesetz konstatieren der Art: «Flügge Völker erzwingen sich die ausgeglichensten Staatsformen.»

Wir nähern uns Amsterdam. In der sinkenden Sonne ist das Spiel der Wolkenfarben unbeschreiblich. Ich sehe über mir in der Ferne feinste Farbtöne des vollen Blau, das sich auf den Wolken unter mir zu fangen scheint. Rotviolette Schimmer huschen an den fernen Zirkuswolken, schweben wie Träume auf dem Rücken der grauen Hauptmacht unter mir, während in der tiefsten Tiefe das Braun und Grün der Erde aus drängender Dunkelheit zu fliehen sucht. Dieses kosmische Blau-Rot-Grau-Braun bemächtigt sich eilend und festlich-freudig der Seele. Es müsste Maler in die Lüfte

locken, meisterliche Engländer, Niederländer und Niederdeutsche, die wohl allein für diese Farbentöne begabt sind.

Im Flugzeug, 22. April 1939.

Der Kanal sieht aus der Höhe von 2'000 Meter aus wie ein Irrtum der Natur, nicht wie ein gewaltiger Wassergraben, der auf ewig ein Weltreich vom europäischen Festland trennt.

Die Gedanken von gestern beschäftigen mich noch. Durch die zwei herrscherlichen Instrumente unserer Generation, das Flugzeug und das Auto, ändert sich unser Landschaftsgefühl, ja unser Erdengefühl wesentlich. Denn durch sie wird der Vergleich mit andern Landschaften und Ländern und ihren Daseinsbedingungen immer wieder erzwungen und das Empfinden für die Rhythmen der Erde sowie für jene des Luftmeers geweckt. Das eigene Sehen und Empfinden hinwiederum misst sich schärfer an dem andrer Menschen. Der Geist wird auf diese Weise wachsen und die eigenen Vorurteile wie die der Umwelt wie Schuppen absetzen. Der Geist und die ihm angeborene Freiheit wächst demnach mit der Feinheit der Fortbewegungsmittel, und das durchdachte Reisen wäre demnach die natürlichste Bewegung des geistigen Menschen !

Das sind natürlich Sätze der Zukunft. Ich halte plötzlich in der Meditation inne, verblüfft von der Verwandtschaft dieses Denkens mit dem der altjonischen Philosophen. Die-

se definierten nämlich die Seele als das reine Bewegende und das sich selbst bewegende – sollte wirklich der Mensch im Gebrauch des durchdachtsten Fortbewegungsmittels, des Flugzeugs, reiner Geist werden wollen? Ich will diesen gefährlichen Gedanken durch ein Wolkenloch über Oxford abwerfen.

Etwas später.

Es ist mir ein Rätsel, warum sich der Roman noch nicht des Fliegens und seines Reiches bemächtigt hat. Ich kenne nur ein Buch, das dieses Thema mit Bewusstsein und Absicht in die Mitte stellt. Es ist ein beglückender kleiner Roman. Der Schweizer Flieger Walter Ackermann hat ihn geschrieben und «Flug mit Elisabeth» getauft. Mit Vergnügen registriere ich, dass der Held mutig, mild und grosszünftig ist, ein romantischer Techniker, und dass er seine Sprache mit der Zartheit eines Eichendorff-Nachfahren wie mit der genauen Sachlichkeit eines Ingenieurs zu gebrauchen weiss.

Im Flugzeug, 24. April.

London liegt hinter mir. Das Land ist seit letztem Herbst gewandelt und sehr ernst geworden. Mein Gegenüber, ein englischer Bankier, bricht die Stille mit den Worten: «Sie haben recht, man kann über uns sehr viel Böses sagen; aber

für das britische Imperium geb ten die Worte, die einst Cicero im Staat über Rom schrieb: «Nicht hätten die Männer, wenn der Staat nicht durch solche Sitten geordnet gewesen wäre, noch die Sitten, wenn nicht solche Männer an der Spitze gewesen wären, einen Staat gründen oder ihn so lange halten können, der so weitverzweigt und weitreichend seine Herrschaft ausdehnte.»

Im Flugzeug, 25. April 1939.

Ich überfliege die mir vertrauten Höhen zwischen Paris und Basel. Die Geschwindigkeit des Flugzeugs – es fliegt 280 Kilometer in der Stunde – ist so merkwürdig selbstverständlich auf der Höhe von 2‘500 Metern. Diese Geschwindigkeit schafft neue Musse. Der Mensch des Flugzeugs ist lässig wie ein Grandseigneur und rasch wie ein Cäsar. Er reist in Europa wie in einem grossen Besitztum. Ist es nicht grotesk, sich vorzustellen, dass noch vor einer Generation ein ungarischer Magnat länger brauchte, um sein Gut zu umfahren, als ich heute, um Europa im Flug zu umkreisen? Alle Probleme des Abendlandes sind heute häusliche Angelegenheiten. «Nostra res agitur» müssen wir in allem sagen.

Waldried, 27. April 1939.

Seit zwanzig Jahren strömt die Rede der Menschen über vom Preis der neuen Werte. Zu umschreiben wagen sie sie weniger. Und wie mancher bedenkt, dass Nietzsches Umwertung in vielen Punkten Freilegen überwucherter Urwerte des Menschen war?

Ich sehe die Struktur des geistigen Europa, durch die unsere Seele und ihre Schaffenskraft bestimmt ist, in Folgendem gegenüber allen früheren Generationen wesentlich verändert:

1. In der Weitung der Lebensspanne; denn der Europäer lebt gegenüber seinen Vorvätern, rein zeitlich, durchschnittlich ein doppeltes Leben.

2. In der Weitung des geschichtlichen Raumes; denn er kann heute annähernd 600'000 Jahre seiner Geschichte überschauen und die Kultur und Sitten der Völker in einem Vielfachen der Facta und der Zuverlässigkeit gegenüber seinen Ahnen vor sich sehen.

3. In der Weitung des seelischen Raumes; denn wie der Mensch im Mutterleib 600'000 Jahre Urgeschichte in animalischen Stadien durchwandert und zuweilen mit sichtbaren Atavismen behaftet ins Leben tritt, so durchwandert seine Seele in den ersten zwanzig Jahren seines Daseins in Erziehung und Bildung 20'000 Jahre Menschheitsgeschichte und bleibt oft genug, müde von der langen Wanderung, vor dem Ziele stehen. Die Atavismen der Seele sind zufallreich wie die Individuen, geheimnisreich und wirkend wie Generationen.

Daher repräsentiert schon ein kleines Volk seelische Exemplare von hundert verschiedenen Generationen. Mit-ten in der Gegenwart sind wir von allen Vergangenheiten umgeben !

4. In der Verkleinerung des Erdraumes und in der Ein-sicht, dass der Minderwertigkeitskomplex der übrigen Erd-teile gegenüber Europa voll begründet ist.

5. In der Intensität des Selbstsehens und Selbsthörens, denn durch die ungewöhnlich erleichterte Reiseform ist das eigene Sehen von Völkern und Kunstwerken möglich und durch das Radio und durch die Musik der ersten Künstler mit ungewöhnlicher Tonähnlichkeit dargeboten. Durch bei-des wächst ein neues kritisches Vermögen, aber auch Schaf-fenskraft.

6. In der Allgegenwart der lebenden Völker, der Ge-schichte, der Landschaft, Sitten und Kunstwerke durch die Reise, das Lichtbild, die Lichtwellen und die akustischen Wellen und ihre «Fangmaschinen».

So sind die Räume fürs Leben der Seele ungeahnt geweitet. Der Europäer dürfte sich daher in den kommenden Ge-nerationen weit mehr differenzieren als in den früheren. Der Wettkampf der Seelen müsste Renaissanceformen anneh-men.

Er kann zehnmal so wissend sein um die Geheimnisse der Vergangenheit und der Völker wie sein Grossvater und da-her durchschnittlich von einer Weite des Denkens wie De-mokrit.

Er kann erfüllt sein von der Gegenwart der grössten

Kunstwerke und sollte daher zu ihnen hin verwandelt sein.

Er kann Meister der Bändigung jener Begierden sein, die ihn ruinieren und um sein Lebensglück bringen.

Wissend um die Lebensgesetze des Körpers wie der Seele will er in der Erde gründen wie ein Baum. Denn wie dieser ist er nichts wert, wenn man ihn mehrmals verpflanzt.

—

Warum der durchschnittliche Europäer einen Bruchteil von dem weiss, was er zu seiner Herrschaft unbedingt braucht? Warum sein Denken über Geschichte, Völker und Sitten sich nicht weiten will?

Sollte etwa der Europäer achtlos an seinen Reichtümern vorübergehen und mit diesen hausen wie die degenerierten Söhnchen grosser Geschlechter? Sollte er sich benehmen wie im fürstlichen Palaste der Primitive, der nicht zu arbeiten, aber auch nicht zu geniessen und nicht zu gebrauchen versteht?

Die Europäer und ihre Deszendenten sind von gewaltigen Reichtümern und Wundern umgeben. Das Furchtbare ist nur, dass sie die Wunder nicht mehr sehen. In diesem begnadeten Erdteil hat auch der Ärmste viel empfangen: das Erbe des Blutes, der Heimat, der Umgebung, des europäischen Geistes und seiner Werke. Auch der Ärmste ist ein grosser Erbe und nie so arm wie seine Brüder ausserhalb Europas.

Sollte der ganze Erdteil überschattet sein von der tiefsten Undankbarkeit gegen seine Geschichte und gegen die Grösse seines Blutes?

Waldried, 24. September 1939.

An Sie

So darf ich denn die Tagebuchblätter, die du zu sehen wünschtest, in deine reinen Hände legen. Möge die Lust und ein stilles Drängen des Herzens dich oft zwingen, sie zu lesen. Am 27. April dieses Jahres habe ich sie beendet und seither keine neuen Gedanken mehr beigefügt und keine wesentlichen weggenommen. Ich bitte dich, dir dessen an vielen Stellen in dieser stürmereichen Zeit bewusst zu sein. Im Frieden sind diese Aufzeichnungen gemacht worden, und die Heiterkeit der Stunde wie das düstere Ahnen liegt über ihnen.

Ich habe gehofft, dir das Buch in Friedenszeit überreichen zu können. Jetzt herrscht Krieg. Und jeder besinnt sich zunächst auf seine nächste Heimat und sein Heim. Die Schicksalsgemeinschaften sind geschlossen. Unsere kleine Schweiz hat die von den Vätern weise auf erlegte Pflicht, ihre ewige Neutralität, das heisst ihren ewigen Frieden, zu wahren und zu verteidigen. Ich habe die Überzeugung, dass wir unserer Aufgabe würdig sind. Gewiss ist dies eine bescheidene Haltung. Und doch: könnte sie für Europa nicht symbolisch sein? Denn wenn einmal alle Staaten unseres Erdteils unter sich diese Haltung gewinnen, ist Europa reif für eine stolze Monroedoktrin und für eine glückliche Epoche des Blühens.

Die führenden Staaten Europas, mit Ausnahme Italiens, befinden sich im Kriegszustand. Und trotzdem ist uns allen

gegenwärtig, dass sie zusammen mit den übrigen Staaten des entwickelten Europa eine Gemeinschaft hoher Art bilden: die der Religionen und Wissenschaften, die wesensähnlicher Denk- und Lebensformen, kurz die verpflichtende Erbgemeinschaft der europäischen Kultur, ihrer Herrschaft und Grösse.

Als ich die Blätter in den letzten Tagen wieder las, da schienen mir die festgehaltenen Gedanken gerade durch die Tatsache des Krieges mitunter jene Schärfe und neue Ordnung zu gewinnen, wie sie das Leben im Angesicht des Todes, wie sie die Landschaft in lichtscharfer Stunde gewinnt. Sie schienen mir in keiner Weise von der Eile der Ereignisse eingeholt, sondern das Vorrecht der Gedanken zu wahren und in weiten Zeiträumen beheimatet zu sein. So überkam mich die glückliche Hoffnung, diese Aufzeichnungen könnten dein Herz in dunklen Stunden heiter werden lassen. Mut macht heiter. Aber nur dann sind wir mutig, wenn wir voll der innersten Gewissheiten sind. Möge die Erinnerung an die Stunden, die ich beschwor, und an die Gedanken, die zwischen uns lagen, dich mit den gleichen Gewissheiten erfüllen.